

# Französische Gefangenschaft – 28.8.1944 bis 24.8.1948.

## Erinnerungen

Werner Berthold

### *Zur Entwicklung von 1938 bis 1944*

1938/39 hatte ich zu einem antinazistischen, aber vorwiegend nichtkommunistischen, pazifistischen und ausgeprägt francophilen Leipziger Kreis von Intellektuellen Verbindung gewonnen, in dem der Komponist Joachim Kötschau eine wesentliche Rolle spielte. Unter dem Einfluß dieses Kreises begann ich mich von der nazistischen Ideologie zu lösen. In der Folge trennte ich mich auch von der HJ, indem ich ihren Aufforderungen zu Veranstaltungen und Aussprachen nicht mehr folgte. Auch die politische Atmosphäre in dem Betrieb Meißner und Buch, wo ich den Beruf des Lithographen erlernte, begünstigte diese Entwicklung. Der Inhaber war Jude und nicht wenige Lithographen, Drucker und Schleifer waren als aktive Sozialdemokraten und Kommunisten bekannt.

In der Zeit des Deutsch-Sowjetischen Nichtangriffsvertrags, den Kötschau ablehnte, entstanden auch Verbindungen zu kommunistischen Widerstandsgruppen in Leipzig und Dresden, in denen Herbert Bochow und der Maler Fritz Schulze einen wesentlichen Einfluß ausübten. Kötschau ließ den Versuch Bochows, im Sinne der Volksfrontpolitik zu unserem Kreis Kontakt zu gewinnen, scheitern. Trotz seiner Warnung folgte ich aber den Einladungen zu Aussprachen mit Kommunisten in Leipzig und Dresden.

Ich bewunderte die Haltung und Bildung der Antifaschisten, die mir als einem jungen Mann von 15/16 Jahren mit einem großen Vertrauen begegneten und – im Falle der Kommunisten – ihren kämpferischen Einsatz. Über diesen informierte mich Fritz Schulze im Dresdner Atelier, das er sich mit seiner Frau Eva teilte. Zugleich schockierte er mich durch seine Absichtserklärung, er wolle sich freiwillig zur Wehrmacht melden. Auf meine verwunderte Frage antwortete er, man müsse doch schießen lernen.

Schon am oder kurz nach dem 22. Juni 1941 war die Mehrheit der mir bekannten Kommunisten verhaftet worden. Darunter auch Fritz Schulze, der sich in der Wehrmacht vor dem Zugriff der Gestapo geschützt wähnte. Im Unterschied zu dem Leipziger Graphiker Heinz Völkel irrt er sich jedoch hierin. Meine nichtkommunistischen Freunde waren aber der Einberufung schon zuvor gefolgt. In unseren Diskussionen hatten mich die Begründungen ihrer Gegnerschaft zum „Dritten Reich“ überzeugt. Die Literatur und Musik, die mir vermittelt und nahegebracht wurde, erschloß mir eine neue Welt, wenn ich auch Werke – wie den „Zauberberg“ von Thomas Mann – in den Grenzen meiner Volksschulbildung noch nicht voll verstehen konnte. Letzteres galt aber nicht für die moderne Malerei, mit der ich durch Kötschau u. a. sowie durch einen für mich noch unerlaubten Besuch der Ausstellung „Entartete Kunst“ in Leipzig 1938 bekanntge-

worden war. Ein geringes Verständnis gewann ich jedoch für Schriften wie „Die Goldene Kette“ von Upton Sinclair, die mir kommunistische Diskussionspartner in Leipzig nahebringen wollten. Der Malerei voll ergeben, vermochte ich einer ökonomistischen und klassenkämpferischen Interpretation der Kunst im Sinne Sinclairs nicht zu folgen.

Aus meiner Sicht gewann die antifaschistische Gegnerschaft meiner Diskussionspartner leider keine politische Wirkung. Und nachdem sie der Einberufung gefolgt oder verhaftet worden waren, blieb ich vollkommen isoliert. So sah ich auch keine Möglichkeit, der Einberufung zunächst zum RAD auf die Insel Sylt, die mich kurz nach meinem 18. Geburtstag (15.9.1941) erreichte, nicht zu folgen.<sup>1</sup> Hier kam ich mit meiner Generation wieder in Verbindung, die ich mit dem Ausscheiden aus der HJ weitgehend verloren hatte. Ein anfängliches verbales Opponieren führte nach pazifistischen Äußerungen zur Denunziation, der scharfe Verwarnungen und Drohungen mit dem Kriegsgericht folgten. So erschien mir die Anpassung als einzige Möglichkeit, zumal ich weder Partner fand, noch eine realisierbare Alternative und erfolgreiche Gegenkräfte zu der existierenden faschistischen Macht zu erkennen vermochte, die bis dahin an allen Fronten siegte.

Mit dieser Haltung folgte ich auch der Einberufung zum 51. Luftnachrichtenregiment nach Königsberg, die mich im Frühjahr 1942 erreichte. Nach der infanteristischen und nachrichtentechnischen Ausbildung in Lettland kam ich nach Reims zu einer weiteren Ausbildung als Radarspezialist und dann zum Einsatz in „Nachtjagdstellungen“ bei Beauvais und bei Mons in Belgien. Im Frühjahr 1944 wurde meine Einheit nach Südfrankreich ins Massiv des Maures zum Aufbau einer solchen Stellung verlegt. Deren Vollendung wurde aber durch Luftangriffe und die Invasion amerikanischer und gaullistischer französischer Truppen vereitelt, die am 15. August 1944 erfolgte. Zwischen Le Lavandou und Cannes landeten drei amerikanische Infanteriedivisionen und eine französische Armee. Mit Panzern und motorisierten Fahrzeugen stießen sie durch das Massiv des Maures, wo ich mich als Obergefreiter einer Luftnachrichten-Einheit befand, in Richtung Toulon und Marseille vor.

---

1 Siehe dazu: Werner Berthold: *Erinnerungen. Über Nazismus und Antinazismus in Leipzig in den Jahren 1933 bis 1941*, in: *Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung*, 1996, H. 3, S.89-103. Wie hier wird – nun auch in Kenntnis der neueren Diskussion über das Erinnerungsproblem – versucht, den Bewußtseinszustand und seine Entwicklung so genau wie möglich zu rekonstruieren. Dabei konnte ich mich auf Tagebuchaufzeichnungen sowie auf Stellungnahmen von Kurt Friedrichs (Berlin), Robert Schönberger (Karlsruhe-Durlach) und Walter Kaste (Hannover) stützen, die von ihnen im Zusammenhang mit der Streichung meiner SED-Mitgliedschaft 1951, für die jene Aktivitäten eine wesentliche Rolle spielten, den zuständigen Kontrollorganen übersandt wurden. Zur faktologischen Kontrolle wurde das mehrbändige Werk genutzt: Erich Maschke (Hrsg.): *Zur Geschichte der deutschen Kriegsgefangenen des Zweiten Weltkriegs*, 22 Bde., München 1962-1974. Dr. Kurt Ettig danke ich für Präzisierungen hinsichtlich des Abschnitts über das „Engländer-Kommando“.

*Gefangennahme und Gefangenenlager bei Hyères 1944 bis 1946*

Im Resultat sinnloser Rückzugsgefechte gelangte ich mit einem zusammengewürfelten Haufen aus verschiedenen Wehrmachtseinheiten in die Kasematten eines Forts auf der Halbinsel Saint Mandrier bei Toulon und nach dessen Kapitulation in französische Gefangenschaft. In unseren verdreckten Uniformen traten wir aus den dunklen Kasematten ins grelle Sonnenlicht eines heißen provencalischen Sommertages. Am Ausgang wurde uns von französischen Soldaten befohlen, die Waffen auf einen Haufen zu werfen und eine Marschordnung zu bilden.

Doch bald trauten wir unseren Augen nicht. In einem PKW stand ein französischer General und salutierte nach militärischer Sitte vor unserem abgerissenen Haufen. Später erfuhr man, es sei General Jean de Lattre de Tassigny gewesen, der Oberbefehlshaber der französischen Landungsarmee. Diese stellte zunächst auch das Bewachungspersonal. Ohne Offiziere, für die besondere Lager vorgesehen waren, ging der Marsch auf einer Höhenstraße unter Vermeidung des Zentrums von Toulon in östliche Richtung. Unsere gaullistische Gewahrsamsmacht, die sich offensichtlich an die Genfer Konvention von 1929 zum Schutz der Kriegsgefangenen zu halten suchte, ging zu Recht davon aus, daß wir in Toulon attackiert worden wären. Die Massenmorde an der Zivilbevölkerung von Tulle am 8. Juni durch die Wehrmacht und von Oradour am 10. Juni 1944 durch die SS lagen nur 2 ½ Monate zurück. Sie waren mir und gewiß auch vielen anderen Mitgefangenen nicht bekannt. Ich konnte mir aber vorstellen, wie die französische Bevölkerung – einschließlich jener, die ihre bisherige Kollaboration vergessen machen wollten – nach einer vierjährigen deutschen Besatzung und deren Terroraktionen reagieren werde. So wunderte es mich nicht, daß unser Zug bei der Berührung eines östlichen Vororts von Toulon von der Bevölkerung laut beschimpft und angegriffen wurde. Mit der Frage, „wo ist der Führer“, riß mir ein Mann die Mütze vom Kopf. Andere erhielten auch Schläge und Tritte.

Zunächst wurden wir außerhalb von Toulon, an der Straße von Toulon nach Hyères, auf einem un bebauten Feld untergebracht, das mit Stacheldraht umzogen worden war. Da wohl jede Gewahrsamsmacht von Kriegsgefangenen darauf angewiesen ist, daß diese an ihrer Organisation mitwirken, ertönte bald der Ruf: „Ou sont les sous-officiers?“ Diese Frage, wo die Unteroffiziere sind, war durchaus berechtigt; denn viele Lamettaträger (so wurden die Unteroffiziere und Feldwebel infolge der silbernen Streifen am Kragen und an den Schulterstücken genannt) hatten sich selbst degradiert. Das war aus der Befürchtung erfolgt, sie könnten entgegen der Genfer Konvention, die ihnen in der Gefangenschaft bestimmte Rechte gewährt und sie als Vorgesetzte der Mannschaftsdienstgrade weiterhin anerkennt, der Rache des Siegers in besonderem Maße anheimfallen. Doch nun begannen vor allem einstige „Zwölfender“ (so wurden jene genannt, die sich für eine zwölfjährige Dienstzeit im Reichsheer der Weimarer Republik, das bis 1935 existierte, verpflichtet hatten) nebst Ihresgleichen Morgenluft zu wittern. Jene, die ihre „Lametta“ weggeworfen hatten, wurden von denen, die diese Streifen nur versteckten, teilweise versorgt. So entstand eine reduzierte Kennzeichnung von Dienstgraden. Angesichts dieser Selbstdegradierung und

ihrer partiellen Korrektur büßten sie damit bei den Mannschaftsdienstgraden jede moralische Autorität ein. Ein neues Regime, das auf der Grundlage einer Kollaboration zwischen deutschen und französischen Militaristen niederen Grades – im doppelten Sinne des Wortes – beruhte, begann aber erst voll zu funktionieren, als vor Wintereinbruch das Gefangenenlager in eine Halle des unbenutzten Flughafens von Hyères verlegt worden war.

Noch vom Feldlager aus wurden wir bald als Arbeitskommandos eingesetzt. Hierbei bewachten uns auch Maquisards aus dem Maquis Rouge, d. h. in der Regel Kommunisten. An einem sehr heißen Tag gehörte ich einem Kommando an, das in Obstplantagen Pferdekadaver vergraben sollte. Unser Bewacher stellte sich als kommunistischer Arbeiter vor. Nachdem die Arbeit weitgehend getan war, gestattete er uns, Obst zu pflücken, warnte aber vor Fluchtversuchen, da er dann schießen müsse. In dem Gespräch, an dem ich aber erst teilnehmen konnte, als es seinem Ende entgegenging, habe er nach den Berichten meiner Mitgefangenen zunächst nach unseren Berufen gefragt. Nachdem er erfahren hatte, daß die meisten von uns zur Arbeiterklasse gehören, habe er – sicher auch in Erinnerung an deutsche Maquisards – versucht, an das Klassenbewußtsein der deutschen Arbeiter zu appellieren, die er als Kriegsgefangene zu bewachen hatte. Wenn ihm auch viele nicht zu folgen vermochten, waren doch alle froh, daß sich ihnen ein französischer Arbeiter, Kommunist und Widerstandskämpfer zugewandt und das Gefangenen-dasein für einige Zeit erleichtert hatte.

Es wurde aber bald deutlich, daß diese Haltung, die gewiß einen politisch-pädagogischen Zweck erfüllen sollte, die nationale Politik der Französischen Kommunistischen Partei (PCF) nicht bestimmte. Diese, bis 1947 Regierungspartei, konnte in den Mannschaftsdienstgraden der faschistischen Wehrmacht, ihrem Todfeind im Maquis, keine Klassengenossen erkennen. Sie vertrat vielmehr die verständliche Meinung, diese sollten zum Wiederaufbau Frankreichs in einer angemessenen Zeit in Gefangenschaft verbleiben. Das war auch die Auffassung der großen kommunistisch orientierten Gewerkschaft Confédération générale du travail (CGT). Eine andere Haltung begann sich abzuzeichnen, als französische Arbeiter erfahren mußten, daß Unternehmer PGs (PG: Abkürzung für Prisonnier de guerre [Kriegsgefangener] – mit einem PG wurden auch die alliierten Uniformstücke gekennzeichnet, die wir nach dem Verschleiß der deutschen erhielten) als Lohndrucker einsetzten. Sehr früh begann auch die Werbung für die Fremdenlegion und später für den Verbleib in Frankreich als „freier Arbeiter“. Im Sommer 1945 – ich glaube noch vor der Potsdamer Konferenz – sollten sich jene melden, die aus dem Rheinland stammten. Wie es hieß, wären sie als Polizisten für ein rheinisches Staatsgebilde vorgesehen, das unter französischem Patronat entstehen sollte. Sie wurden in der Tat zusammengefaßt und abtransportiert. Doch das erfolgte erst nach Einquartierung in der Flugzeughalle bei Hyères.

Mit Stroh, Gras und Brettern konnten wir uns hier Schlafstellen schaffen. Die Verpflegung bestand vorwiegend aus dünnen Suppen und knappen Brotrationen. Doch auch Zigaretten – vorwiegend Marke „Troupe“ – wurden gelegentlich

verteilt. Damit setzte ein Tauschhandel ein: Brot gegen Zigaretten. Vor allem ältere PGs tauschten Brot gegen Tabakrationen, was in einigen Fällen zu ihrem Tode führte. Dazu kamen Diebstähle und Lynchjustiz gegenüber ertrappten Dieben. In dieser Zeit herrschte aber auch in der französischen Bevölkerung ein großer Mangel an Lebensmitteln. Daher war die Nachricht völlig unverstänlich, PGs wären zur Vernichtung unverdorbener Nahrungsmittel aus amerikanischen Beständen eingesetzt worden.

Da in den Wintermonaten die Anforderungen für Arbeitskommandos sehr spärlich waren und kaum eine wesentliche Verbesserung der Ernährung mit sich brachten, war diese Zeit besonders düster. Im November oder Dezember 1944 kam ich aber mit einem Arbeitskommando auf einen Berg bei Saint-Maximin. Ein Unternehmer hatte ein Waldstück gepachtet, um hier Bäume fällen zu lassen. Zu diesem Zweck holte er sich einen Trupp Gefangene. Die Unterbringung erfolgte in halb zerfallenen Berghütten. Die Verpflegung war nicht anders als im Lager, obwohl wir den ganzen Tag Bäume zu fällen hatten. Der Versuch, mit dem Verzehr von Eicheln den Hunger zu bekämpfen, scheiterte bald. Wenn man die Axt erhob, wurde einem schwarz vor den Augen. Ein ostpreußischer Unteroffizier, der unaufhörlich über seine Erlebnisse als Knecht auf ostpreußischen Bauernhöfen redete, meinte aber, man müsse es den Franzosen zeigen, wie ein Deutscher arbeiten könne. Darüber freute sich natürlich der Unternehmer und machte die Leistungen des Ostpreußen zur Norm. Dieser bedauerte aber zugleich, daß der alliierte Nachschub auf einer einseharen Straße im Tal nicht zu unterbinden sei.

Noch vor Weihnachten wurden wir ins Lager zurückgebracht. Es war die Zeit der Ardennen-Offensive, die am 16. Dezember begonnen hatte. Im Lager gab es einen Wehrmachtspfarrer, der offensichtlich zu den „Deutschen Christen“ zählte. Mit der kaum verhüllten Absicht, die Wehrbereitschaft der Gefangenen anzufachen, stellte er seine Predigten unter das Christuswort: „Ihr sollt nicht wännen, daß ich kommen sei, Frieden zu senden auf die Erde. Ich bin nicht kommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert.“ (Evangelium Matthäi. 10.34)

In der Zwischenzeit hatten aber die Machtverhältnisse im Lager Gestalt angenommen. Eine Clique von Feldwebeln hatte die Verwaltung an sich gerissen und kollaborierte mit den französischen Militärs, die für das Lager zuständig waren. Das ging so weit, daß Mittel für die ohnehin spärliche Verpflegung unterschlagen wurden. Im Rahmen dieser neuen deutsch-französischen Kollaboration fanden außerhalb des Lagers Saufgelage statt, und schließlich wären auch Prostituierte aus Toulon mit Taxis eingetroffen, wie wir erfuhren. Den Gefangenen wurde es dagegen infolge Hungers schwarz vor den Augen, wenn sie sich erhoben.

Unter ihnen befanden sich aber Gewerkschaftler, Mitglieder und Sympathisanten der KPD und SPD sowie antinazistische Intellektuelle, die gegen ihren Willen einberufen worden waren. Als Angehörige der Wehrmacht hatten sie keine Möglichkeit gesehen, gemäß ihren antinazistischen und -militaristischen Auffassungen zu handeln. Zum Teil hatten sie angesichts der Erfolge des Faschismus auch resigniert und waren – wie ich – zum Werkzeug seines Krieges geworden. In der

Gefangenschaft erwachten sie gewissermaßen zu einem neuen politischen Leben. Eine besondere Rolle spielte dabei Willi Pretzsch, ein Tischler aus Halle. Als aktives Mitglied der Gewerkschaft und kritischer Sympathisant der KPD verfügte er über ein beeindruckendes politisches und historisches Wissen, eine überzeugende Rhetorik sowie über organisatorische Fähigkeiten. Um ihn bildete sich eine Gruppe, zu der ich mich hingezogen fühlte. Sie erstrebte eine Änderung der gravierenden Mißstände. Als ersten Schritt faßte sie eine Ablösung der Feldweibel-Clique ins Auge. Das war nur auf der Grundlage der Genfer Konvention und im Zusammenwirken mit Vertretern der französischen Gewahrsamsmacht möglich.

Unter dieser Voraussetzung war die Entwicklung von Bedeutung, die sich schon im Herbst 1944 in den französischen Streitkräften zu vollziehen begann. De Gaulle hatte sich zunächst genötigt gesehen, im September 1944 Einheiten der Inlandsstreitkräfte, der *Forces françaises de l'intérieur* (FFI), in die „reguläre“ Armee zu übernehmen. Résistance-Offiziere, unter denen sich viele Kommunisten befanden, behielten dabei ihre Dienstgrade. Angesichts der Bedeutung der FFI in der Résistance, bei der Befreiung Frankreichs und der Fortführung des Krieges war dies unvermeidlich. Danach begann aber deren Entfernung aus der Armee. Und schon am 28. Oktober bewirkte de Gaulle einen Kabinettsbeschluß zur Entwaffnung von selbständigen Widerstandsgruppen. Da diese vornehmlich kommunistisch orientiert waren, sollte der Gefahr eines „kommunistischen Umsturzes“ begegnet werden, die aber nicht existierte.<sup>2</sup> Diese auch nach dem Mai 1945 nachwirkenden Konflikte und die politische Entwicklung, die selbst bei unseren damals dürftigen Informationsmöglichkeiten in etwa zu registrieren waren, schienen einen Ansatzpunkt für positive Veränderungen im Gefangenenlager zu bieten. Mitgefangene mit ausgezeichneten Französischkenntnissen informierten darüber an Hand von französischen Zeitungen, die sie sich beschaffen konnten. Ein anderer Weg führte über die Wahl eines „Vertrauensmanns“ („l'homme de confiance“) durch die Gefangenen, die in der Genfer Konvention vorgesehen war. Dafür kandidierte Pretzsch. Er rechnete überzeugend mit Faschismus und Krieg ab, trat für eine demokratische Entwicklung ein und kritisierte die Zustände in der deutschen Lagerverwaltung. Obwohl er und seine Freunde von fanatischen Nazis bedroht wurden, erfolgte seine Wahl zum Vertrauensmann. Damit wurde er zum Interessenvertreter der Gefangenen gegenüber der Gewahrsamsmacht. Als Zeichen seiner Stellung erhielt er eine weiße Armbinde. Nach seiner Wahl fand zwischen ihm und einstigen kommunistischen Maquisards eine Unterredung statt. Diese hätten zunächst die Frage gestellt, weshalb er als Antinazi nicht vor der Gefangennahme den Weg zu ihnen gefunden habe. Sie hörten ihn jedoch an. Gewiß im Resultat dieses Gesprächs wurde die korrupte Feldweibel-Clique abgelöst. Auch die französische Lagerleitung änderte sich. Ein älterer Elsässer namens Schäffer mit dem Dienstgrad eines Adjutant-Chef, der wie viele Elsässer ein vorzügliches Deutsch sprach, trat be-

---

2 Siehe u. a. Peter Schunk: Charles de Gaulle, Berlin 1998, S.295ff.

sonders in Erscheinung. Der Vertrauensmann bildete nun im Einverständnis mit der Gewahrsamsmacht eine neue Lagerleitung. Lagerleiter wurde ein Kommunist aus Düsseldorf namens Hans (?) Eisenhut, der den Dienstgrad eines Feldwebels hatte. Die eigentliche Leitung lag aber beim Vertrauensmann. Da gemäß französischer Weisung Kompanien formiert worden waren, wurden z. T. auch neue Kompanieführer eingesetzt. Trotz Bedenken fand ich mich zur Übernahme einer solchen Aufgabe bereit, obwohl ich unter diesen der Jüngste und der einzige Obergefreite war. Angesichts der geschilderten Zustände und der Lynchjustiz gegenüber ergriffenen Brotdieben bildeten wir eine Lagerpolizei. Als ihr Leiter wurde der Berliner Kurt Friedrichs vorgeschlagen, der sich als ein engagierter Sympathisant der KPD erwies und allgemeine Achtung gewonnen hatte. Wir hatten uns in längeren Gesprächen kennengelernt und waren Freunde geworden. Diese „Polizei“ bestand nur aus respektierten Mannschaftsdienstgraden. Lange wurde darüber diskutiert, wie dem anhaltenden Diebstahl zu begegnen sei. Er war ebenso zu bekämpfen, wie das Lynchen von ertappten Dieben. Mit Skrupeln wurde schließlich ein Beschluß gefaßt, verkündet und ausgeführt: Ein ertappter Dieb wurde in „polizeilichen“ Gewahrsam genommen und vor dem Lynchen geschützt. Am Abend des gleichen Tages erhielt er öffentlich mehrere Stockschläge auf das Gesäß. Vorschläge, ihn statt dessen oder zudem Pranger stehen zu lassen, und noch schärfere Maßnahmen wurden abgelehnt. Wenn er sein Diebesgut schon konsumiert hatte, mußte er Schadenersatz leisten. Dieses Strafverfahren fand allgemeine Billigung. Es war nicht durch die Geschädigten zu vollziehen und brauchte nur ein- oder zweimal angewandt zu werden, da nun die Diebstähle beträchtlich zurückgingen. Sie waren kaum noch zu verzeichnen, als mit dem Frühjahr wieder lohnende Arbeitskommandos anfielen und die Küche zudem mit Maismehl beliefert wurde. Der dicke Brei, der daraus gekocht wurde, bewirkte das Ende des Hungerns.

Die Erfahrung, daß mit der Bedürfnisbefriedigung die Kriminalität abnimmt, hat mein Menschenbild lange mitbestimmt. Allerdings wurde dabei jene Erkenntnis ungenügend beachtet, die – wie ich viel später feststellte – sich auch in der „Deutschen Ideologie“ findet, daß nämlich „das befriedigte erste Bedürfnis selbst“ – nebst Aktion und Mittel der Befriedigung – zu „neuen Bedürfnissen führt“.<sup>3</sup> Das ergibt eine Bedürfniseskalation, zu deren Befriedigung nicht wenige Individuen asozial verfahren.

Nach meiner Erinnerung wurde der 8. Mai 1945 nicht als das gravierende Ereignis empfunden. Einerseits fühlten sich viele schon vor der Gefangennahme in Südostfrankreich als ein verlorener Haufen, und seit dem Scheitern der Ardenenoffensive verbreitete sich die Meinung, der Krieg sei verloren. Andererseits meinten nicht wenige, die westlichen Alliierten würden mit einstigen Wehrmachtstruppen nun den Krieg gegen die „Russen“ aufnehmen, eine Auffassung, die mit Beginn des Kalten Krieges erneut an Einfluß gewann.

---

3 MEW, Bd. 3, S.28.

Über die Diskussionen mit älteren Kameraden, die sich als Genossen erwiesen, gewann ich seit Ende 1944/Anfang 1945 unter anderen historischen Bedingungen wieder Verbindungen zu deutschen Kommunisten, die durch deren Verhaftung im Juni 1941 einen abrupten Abbruch erfahren hatten.

Während der Jahre beim RAD und in der Wehrmacht hatte ich zwar stets daran gearbeitet, meine Schulkenntnisse zu vertiefen und zu erweitern. Wenn meine Kameraden Skat spielten, saß ich zu ihrem Mißvergnügen über Lehrbüchern für Mathematik, Geographie, deutsche und französische Grammatik sowie historischen Schriften. Nun begann aber ein Lernen von anderer Qualität und Intensität. Unter den begrenzten Möglichkeiten französischer Kriegsgefangenschaft war ich bemüht, Kenntnisse des Marxismus zu gewinnen, um zum Verständnis der radikal veränderten Welt zu gelangen. Auch die ästhetische Francophilie, die ich in einer Gruppe von Leipziger Intellektuellen mit der Begeisterung für die französische Malerei gewonnen hatte, erweiterte sich historisch und politisch. So suchte ich mit Eifer Kenntnisse über die Geschichte Frankreichs und vor allem der französischen Revolutionen zu gewinnen. Das galt gleichermaßen für die russische Oktoberrevolution und die Sowjetunion. Die deutsche Geschichte begann ich dagegen als einen Irrweg zu betrachten, der im Nazismus kulminierte. Der Misere-Begriff von Friedrich Engels wurde mir aber erst 1949/50 während des Studiums in Leipzig bekannt. Mit der Niederlage des Faschismus wurde aber die Chance erblickt, diese Misere zu beenden. Neben dem Wissen, das mir meine politisch erfahrenen und gebildeten Freunde vermittelten, waren Kenntnisse auch aus Büchern zu gewinnen. Diese fanden sich erstaunlicherweise in Wehrmachtsbibliotheken, die uns zur Verfügung gestellt wurden. Darunter waren auch Veröffentlichungen von Karl Kautsky. Zudem erhielten wir marxistische Literatur aus einem Verlag in Singen am Hohentwilk, das in der französischen Besatzungszone lag. Sein Leiter Karl Bittel wurde später Professor in der DDR und Direktor des Berliner Instituts für Zeitgeschichte. Später gelangten auch Skripten über den Historischen Materialismus und die Geschichte der Arbeiterbewegung aus französischen Gefangenenlagern in Nordafrika zu uns. Andererseits erhielten wir Schriften aus der SBZ. Darunter war die „Einheit. Monatschrift zur Vorbereitung der Sozialistischen Einheitspartei. Gemeinsame theoretische Zeitschrift“ der SPD und KPD von besonderer Bedeutung. Vor allem die in ihr enthaltene Arbeit von Anton Ackermann „Der besondere deutsche Weg zum Sozialismus“ rief lebhaftige Diskussionen hervor. Wir hatten auch Gelegenheit, mit einem alten Radioapparat die Rede von Wilhelm Pieck auf dem Vereinigungsparteitag im April 1946 zu hören. Ein Mitgefangener, der offensichtlich als ehemaliger Nazi eine neue Orientierung suchte, meinte ganz fasziniert, die Kommunisten hätten hinsichtlich der nationalen Frage von den Nazis gelernt. In diesen Zusammenhängen begann mir aber auch deutlich zu werden, daß viele Mitglieder der KPD mit der strategischen Neuorientierung, die hier sowie in anderen Schriften Ausdruck fand, noch nicht vertraut waren. Erst nach der Gefangenschaft wurden sie – wie auch ich – mit den Dokumenten des VII. Weltkongresses der Komintern (1935) sowie der Brüsseler und Berner Parteikonfe-

renz der KPD (1935 und 1939), die auf breite antifaschistische Volksfront-Bündnisse orientierten, bekannt. Der Sache nach war jedoch im Lager eine Art Volksfrontpolitik bestimmend, obwohl dieser Begriff keine Rolle spielte. Das galt auch für den kulturellen Bereich.

Mit dem Umzug in ein Barackenlager – in der zweiten Hälfte des Jahres 1945 oder Anfang 1946 – hatten sich die Bedingungen für die kulturelle Tätigkeit verbessert. Dieses Lager lag wiederum bei Hyères und nannte sich Blocarde. Es erfüllte die Funktion eines Dépôts für die Gefangenen im Département Var. Das bedeutete, daß die meist aus der Landwirtschaft angeforderten Arbeitskommandos hier zusammengestellt, von hier aus entsandt wurden und daß sie nach Erfüllung ihrer Aufgaben auch hierher zurückkehrten. Auch Gefangene aus anderen Lagern fanden im Dépôt Aufnahme und wurden in den Kreislauf Arbeitskommando – Lager – Arbeitskommando einbezogen. Mit Gefangenen, die aus englischer Gewahrsamsmacht in Norwegen in französische Gefangenschaft überstellt wurden, kam Robert Schönberger, ein Tischler, aktiver Gewerkschafter und Sympathisant der KPD aus Karlsruhe, mit dem mich bald eine enge Freundschaft verband, die bis zu seinem Tode 1989 währte. Er informierte darüber, daß wir bereits in Nordfrankreich den Ruf eines „Roten Lagers“ gewonnen hätten.

Der Lagerleiter, der Vertrauensmann, die Kompanieführer, die Gefangenen im Schreibbüro, in der Küche und der Lebensmittelverwaltung (die „Last“ nach Marine-Terminologie) waren in der Regel das Stammpersonal. Es bestand aber auch die Möglichkeit, geeignete Gefangene für die kulturelle Arbeit zurückzuhalten. Auf diese Weise konnten im Laufe der Zeit Schauspieler, Sänger, Musiker und Maler ihre Mitgefangenen erfreuen. Von den Schauspielern ist mir nur Ernst Dorn in Erinnerung geblieben, der später in der BRD die Sängerin Erika Köth heiratete; von den Musikern ein Komponist namens Oeser aus Leipzig, der eine Gefangenen-Symphonie komponierte und deren Aufführung vorbereitete und dirigierte; ein Maler namens Springer stammte aus Süddeutschland. Sie teilten keineswegs die politischen und weltanschaulichen Auffassungen von Pretzsch, meiner anderen Freunde und von mir. Es gab jedoch einen Konsens, der für eine gemeinsame kulturelle Arbeit tragfähig war. Im Zentrum stand die Schauspielkunst. In einer besonderen Kulturbaracke führten wir das Drama Shakespeares „Julius Cäsar“, das Schauspiel „Der Revisor“ von Gogol, Komödien von Curt Goetz und andere Stücke auf, an die ich mich nicht mehr erinnern kann. Ein Schauspieler, dessen Name mir auch entfallen ist, hatte die Texte der meisten Stücke in seinem Gedächtnis. Die Schauspieler gaben den Laiendarstellern, zu denen auch ich gehörte, phonetischen Unterricht. Zum „Julius Cäsar“ und anderen Schauspielen verfaßte ich zudem Einführungen, die in den Baracken verlesen wurden. Bei einer beträchtlichen Vergewaltigung historischer Realität, die aus defizitären Geschichtskennntnissen resultierte, benutzen wir jenes Drama zu einer Abrechnung mit dem Hitlerfaschismus. Die Ermordung Cäsars erschien fast wie ein gelungener 20. Juli. Die Überzeugung, daß die wesentliche Basis des Faschismus und damit Hitlers in mächtigen Gruppen des Kapitals zu finden war,

wirkte dem entgegen. Die Haltung der Mehrheit unserer Mitgefangenen machte allerdings deutlich, daß diese Basis weit über das Kapital hinausging.

Doch bis 1946 dominierte der Eindruck der Niederlage des Faschismus, des Sieges der Sowjetunion, der Entstehung von Volksdemokratien in Osteuropa und auf dem Balkan, der großen Erfolge der kommunistischen Parteien in Frankreich und Italien sowie der Entwicklung in Ostdeutschland. Da wir neben Zeitungen aus der französischen Besatzungszone und neben den Heften der „Einheit“ auch Tageszeitungen aus der SBZ erhielten, was wahrscheinlich durch solche Kulturoffiziere ermöglicht wurde, die der PCF angehörten oder ihr nahestanden, konnten wir die Entwicklung in der SBZ, in Deutschland und der Welt verfolgen. Unter Auswertung der Zeitungen, die wir bekamen, und der Rundfunksendungen, die wir empfangen konnten, organisierten wir einen Nachrichtendienst, der das ganze Lager erfaßte. Da nur eine geringe Anzahl von Zeitungen verfügbar war, wurden in den einzelnen Baracken die wichtigsten Nachrichten und Beiträge verlesen. Besonders W. Pretzsch, K. Friedrichs und ich suchten die Diskussion mit unseren Mitgefangenen. Dabei prallten nazistische, bürgerlich-konservative, -liberale und -demokratische, sozialdemokratische und kommunistische Meinungen aufeinander. Wie auch in Deutschland, ging es um das Potsdamer Abkommen, besonders um die Oder-Neiße-Grenze, die Aussiedlungen aus Polen und der ČSR, die Rolle der UdSSR und ihrer Armee und die Deutschland-Politik der Alliierten. Ältere Gefangene, die sich gut an die Weimarer Republik erinnerten, brachten ihre Erfahrungen aus dieser Zeit ein. Jene, die sich als Kommunisten verstanden, hatten wie die meisten ihresgleichen keine Vorstellungen von dem, was heute Stalinismus genannt wird. Die Haltung der KPD gegenüber der Sowjetunion sahen wir durch deren Sieg über die faschistische Wehrmacht, in der wir eingezogen worden waren, vollkommen bestätigt. Anfängliche Untaten von Rotarmisten, mit denen wir konfrontiert wurden, suchten wir vor allem aus der Reaktion auf deutsche Verbrechen in ihrem überfallenen Land und die Behandlung ihrer kriegsgefangenen Kameraden in Deutschland zu erklären. Die Deutschlandpolitik der UdSSR schien uns im Unterschied zum Besatzungsregime der Westmächte jene grundlegenden gesellschaftlichen Veränderungen zu ermöglichen, die wir für erforderlich hielten. Nur dadurch, so meinten wir, sei ein neuer Faschismus und ein dritter Weltkrieg zu verhindern.

Abgesehen von Konfrontationen mit fanatischen und gewaltbereiten Nazis, die eine sachliche Diskussion unmöglich machten, war es die Regel, auch bei schärfsten Auseinandersetzungen den Respekt vor dem Gegner zu wahren. Das galt für organisierte Diskussionsrunden mit akademisch gebildeten Mitgefangenen in besonderem Maße. Hier vertrat ein katholischer Oberstudienrat die Auffassung, daß sich vor allem Christen, Marxisten und Existentialisten um die Erklärung und Gestaltung der Welt nach 1945 bemühen und daß sie dabei zusammenwirken sollten. Ein anderer Pädagoge erntete jedoch mit der Meinung wenig Beifall, Deutschland werde zwar politisch keine Rolle mehr spielen, es genüge aber, wenn die Deutschen biologisch weiter existieren. Eine besondere Bedeutung

gewann die Diskussion um die katholische Soziallehre, wie sie in den Enzykliken „*Rerum Novarum*“ (1891) und „*Quadragesimo anno*“ (1931) formuliert worden war. Der katholische Lagerpfarrer, der durch den Besuch eines französischen Bischofs eine starke Position gewonnen hatte, lieh sie uns aus. Wir gingen aber anfangs zu sektiererisch an sie heran und legten das Schwergewicht auf die scharfe Kritik jener Auffassungen, die dem Marxismus widersprachen und die ihn angriffen, statt uns auf die Kritik des Kapitalismus zu konzentrieren, die in den Rundschreiben enthalten ist, und von hier aus die Frage seiner Überwindung zu stellen.

Es kam aber auch unter den Linken zu jenen Auseinandersetzungen, die für diese wohl charakteristisch sind. Den antifaschistischen und demokratischen Kurs, den Willi Pretzsch vertrat und der durch Lagerleiter und Kompanieführer bei Billigung einer Mehrheit der Gefangenen weitgehend verwirklicht wurde, wollte der kommunistische Arbeiter Artur Höffken durch eine Art kommunistische Diktatur ersetzen. So sollte eine KPD-Zelle, die er bilden wollte, die Lagerleitung faktisch übernehmen. Auf Grund seiner Konflikte mit Eisenhut – beide stammten aus Düsseldorf – schlug er sogar vor, diesen aus der KPD auszuschließen und mich durch Handschlag aufzunehmen. Da sich jedoch niemand bereitfand, diesen ebenso linksradikalen, sektiererischen wie irrealen Bestrebungen zu folgen, gab er sie auf. Unsere fast freundschaftlichen Beziehungen kühlten sich damit beträchtlich ab.

Diese Konfrontationen erledigten sich damit, daß Höffken wie Pretzsch, Eisenhut und andere Gefangene, die um die 40 Jahre alt waren, entlassen wurden. Darunter war auch mein Freund Robert Schönberger. (Von 1954 bis zu seinem Tode 1989 besuchte ich ihn mehrfach in Karlsruhe. Durch ihn gewann ich wichtige Verbindungen zu kommunistischen Funktionären und Intellektuellen in Baden-Württemberg. Auch für Literaturbeschaffung und Kontaktvermittlungen hinsichtlich meiner Dissertation bin ich ihm dankbar. Mit Pretzsch hatte ich 1954 und mit Eisenhut in den 60er Jahren Kontakte). Diese Entlassungen gingen der Auflösung des Lagers voraus. Die jüngeren Gefangenen aber auch einige Ältere, die aus irgendwelchen Gründen nicht entlassen wurden, kamen auf verschiedene Arbeitskommandos. Mit Kurt Friedrichs wurde ich dem sogenannten „*Engländerkommando*“ zugeteilt.

#### *„Engländerkommando“ bei La Crau 1946/47*

Dieses Kommando existierte schon einige Zeit. Bislang wurden die Gefangenen, die dort arbeiteten, morgens abgeholt und abends ins Lager zurückgebracht. Nun wurden sie in ihrer Arbeitsstelle einquartiert. Die Aufgabe bestand darin, in einem Transit-Camp der Royal Army bei La Crau, östlich von Toulon, die dreckigsten Arbeiten, wie Toiletten- und Kanalisationsreinigung, Müllabfuhr usw., auszuführen. Großbritannien hatte im Einvernehmen mit der französischen Regierung dieses Camp 1945 oder 1946 errichtet. Es sollte Soldaten zeitweilig aufnehmen, die nach Südfrankreich befördert worden waren, bevor ihr maritimer Weitertransport von Toulon nach Indien und anderen überseeischen Kolonien und

Mandatsgebieten erfolgte. Das galt umgekehrt auch für die Rückführung. In oder bei Calais befand sich das Gegenstück zum südostfranzösischen Camp, und bei Bram, westlich von Carcassonne, existierte ein Zwischenlager. Die Royal Army bzw. die zuständigen Regierungsstellen in London hatten die französische Gewahrsamsmacht um die zeitweilige Überlassung deutscher Kriegsgefangener ersucht. Neben diesen waren ca. 30 deutsche Gefangene der britischen Gewahrsamsmacht für Dienstleistungen in Küchen, Messen und bei Reparaturarbeiten eingesetzt. Gegenüber den ausgeliehenen PGs stellten sie eine Art „Arbeiteraristokratie“ dar. Sie waren als „Dienstgruppe“ formiert worden. Zu dieser gehörten auch zwei deutsche Offiziere, die aber kaum in Erscheinung traten. Für die Gefangenen, die aus Hyères kamen und die gröberen Arbeiten verrichteten, nahm ein Obergefreiter, der sich zur SPD bekannte, eine sehr lockere Leitung wahr.

Das Camp wurde von einem kleinen unteretzten Colonel befehligt, der nur mit einem Schottenrock zu sehen war. Sein Stellvertreter, ein Captain, trat uns gegenüber nur selten in Erscheinung, während wir einem Sergeant-Major, der als „Spieß“ fungierte, häufig begegneten. Zur Arbeit wurden wir von Mannschaftsdienstgraden eingeteilt. Zu einem jungen Soldaten, der für die Ausgabe von Arbeitsgeräten zuständig war, fanden wir bald ein vertrautes Verhältnis. Als wir ihn auf Grund von Nachrichten über eine Begünstigung einstiger Nazis in der britischen Zone durch Vertreter der Besatzungsmacht informierten, hatte er zunächst das Gegenteil verstanden. So erklärte er wütend, die britische Armee würde solange in Deutschland bleiben, bis es keine Nazis mehr gebe. Als er schließlich verstanden hatte, worum es ging, wollte er es nicht glauben. Die Unterkünfte und viele andere Einrichtungen bestanden aus halbrunden Wellblechbaracken, sogenannten Nissenhütten.

Sie waren durch Betonwege und -straßen miteinander verbunden. Wir wurden in ca. zehn solcher Baracken, die sich zu beiden Seiten eines Betonweges befanden, untergebracht. In jeder Baracke standen ca. sechs Doppelstockbetten. Auch ein Duschraum sowie eine Art Aufenthaltsraum und eine Bibliothek, die ich aus Wehrmachtsbeständen einrichten konnte und verwaltete, befanden sich in solchen Nissenhütten. Die deutschen Gefangenen aus Hyères unterstanden nun nicht mehr der französischen, sondern der britischen Armee. Demgemäß lautete unsere Bezeichnung nicht mehr Prisonnier de Guerre (PG) sondern Prisoner of War (PW). Wenn wir uns britischen Soldaten näherten, um eine arbeitsbedingte Auskunft einzuholen, reagierten einige mit der keineswegs unfreundlich gemeinten Frage: „What you want, you focking P-and-W-Bastard?“ Der Colonel gewährte uns Ausgang, was zu verschiedenartigen Kontakten, aber auch zu Konfrontationen mit der französischen Bevölkerung führte.

Wie in jeder Kriegsgefangenschaft spielte der Dolmetscher, der zur Dienstgruppe aus Bram gehörte, eine große Rolle. Hier war es ein kommunikationsfreudiges Original. Er hörte auf den Vor- oder Spitznamen Ono. Zunächst wurde ich mit einem Hamburger namens Harry Isenbarth zum Reinigen der Mannschaftstoylletten (shitehouses) eingeteilt, was angesichts der Exkrementiergepflogenheiten

bezechter britischer Soldaten keine reine Freude war. Danach gelangte ich zur Müllabfuhr (rubbish-stroke), bei der ich zu einer Art Vorarbeiter avancierte. Es handelte sich um eine Art trinationales Unternehmen, zu dem ein französischer LWK-Fahrer, ein britischer Wächter und ca. fünf bis sieben deutsche Gefangene zählten. Der Müll gelangte aus den Schlafbaracken und Küchen in oben aufgeschnittene Benzinfässer, die auf ihrer unteren Kante in Schräglage über die Betonwege gerollt wurden, zum LKW. Zwei Gefangene hoben sie auf seine Ladefläche, zwei weitere nahmen sie in Empfang und stellten sie ab. Wenn keine Fässer mehr Platz fanden, fuhren wir zu einem Müllablageplatz außerhalb des Lagers. Dort warteten bereits Franzosen, die den Abfall auf die Verwendbarkeit als Viehfutter und für andere Zwecke untersuchten. Zu ihrer Erleichterung begannen wir schon auf der Fahrt die Inhalte der Müllbehälter zu sortieren, um sie den Interessenten separat zu übergeben. Diese revanchierten sich dafür mit Rotwein. Im Laufe der Zeit wurde die Müllhalde auch zu einem florierenden Schwarzmarkt. Gefangene, die in Bekleidungsmagazinen arbeiteten, stahlen dort unter Mitwirkung bzw. Tolerierung britischer Soldaten Decken und Bekleidungsstücke aller Art. Diese gelangten, in den Müllbehältern verborgen, an der Lagerwache vorbei zur Müllhalde. Hier wurde die Hehlerware an französische Interessenten verkauft, die sie in der Regel mit beträchtlicher Handelsspanne weiterverkauften. Sowohl die deutschen Gefangenen als auch die britischen Soldaten hatten vor und nach dem 8. Mai 1945 erlebt, in welchem Maße solche Bestände verschleudert, verdorben oder vernichtet worden waren. Daher konnten kaum Gewissensbisse aufkommen. Jene Gefangenen, die weiterhin die Alliierten als Feinde betrachteten, sahen in diesem Agieren zudem eine Art nationalistische Revanche.

Die größere Bewegungsfreiheit bot günstigere Bedingungen für die politische und kulturelle Tätigkeit. Kurt Friedrichs und ich waren von Anfang an bestrebt, in Gesprächen mit unseren neuen Mitgefangenen jene zu ermitteln, die vor 1933 der KPD oder SPD angehört, mit ihnen sympathisiert hatten oder die im Ergebnis ihrer Kriegserlebnisse Antifaschisten geworden waren und gleichfalls eine antikapitalistische und sozialistische Entwicklung auch in Deutschland als notwendig ansahen. Wir fanden sie bald vor allem in Reinhold May aus Berlin, in Walter Kaste aus Hannover, in Anton Tritschler aus Mannheim, in Kurt Ettig aus Leipzig und in Karl (?) Naujoks, der als Sudetendeutscher Mitglied der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei gewesen war. (Mit den drei Erstgenannten hatte ich in den 50er Jahren bzw. bis zu ihrem Tode Kontakt, mit Kurt Ettig, der diese Erinnerungen gelesen, sachlich ergänzt und z. T. auch korrigiert hat, stehe ich noch heute in Verbindung.) Auch ein einstiger sozialdemokratischer Abgeordneter, dessen Name mir entfallen ist, schloß sich uns an. Nach mehreren Gesprächen schlugen wir vor, gemäß der bisherigen Organisationsstruktur und Terminologie der KPD eine Zelle zu bilden, was dann im Herbst 1946 auch erfolgte. R. May wurde als Ältester (damals in den Vierzigern) zum Zellenleiter gewählt. Die Verantwortung für Propaganda und Agitation wurde mir übertragen. Dabei ging es um unsere eigene Schulung für die politische Tä-

tigkeit in der Gefangenschaft sowie – nach unserer Entlassung – in Deutschland. Weiter um die Einflußnahme auf unsere Mitgefangenen in Auseinandersetzung mit faschistischen und anderen antikommunistischen und -sozialistischen Auffassungen, sowie – in Verbindung damit – um eine kulturelle Arbeit unter den neuen Bedingungen der Gefangenschaft. Auch Kontakte zu Mitgliedern und Organisationen der PCF und der CGT wurden angestrebt. Für die eigene Schulung gewannen die Erinnerungen von R. May und W. Kaste, die der KPD vor 1933 beigetreten waren, sowie von K. Friedrichs und A. Tritschler, die zu ihren aktiven Sympathisanten zählten, eine besondere Bedeutung. Doch auch ihnen war die Entwicklung der Komintern und KPD seit dem VII. Weltkongreß und der Brüsseler Parteikonferenz 1935 weitgehend unbekannt geblieben. Und zwischen R. May und K. Friedrichs, der Ruth Fischer im Gegensatz zu May positiv bewertete, gab es einen heftigen Streit. So wurde mit der Übernahme ihrer Terminologie und Ministerstruktur teilweise auch die Situation in der KPD und in ihrem Umfeld vor 1933 sowie die Streitmanie innerhalb der Linken übernommen. Der Sozialdemokrat hatte sich ohne Bedenken unserer Gruppe angeschlossen, da er sich wie wir, die aus der KPD kamen bzw. sich ihr verbunden fühlten, zur SED bekannte. Er verteidigte aber sozialdemokratische Auffassungen über die Rolle von SPD und KPD in der Novemberrevolution und der Weimarer Republik. Das führte immer wieder zu Auseinandersetzungen vor allem zwischen ihm und Reinhold. Dieser vertrat aber dabei noch jene sektiererischen Positionen, die von der Brüsseler und Berner Parteikonferenz z. T. überwunden worden waren.

Hinsichtlich der Bewertung der Rolle der UdSSR im Zweiten Weltkrieg und des beginnenden Kalten Krieges gab es aber kaum Differenzen. In theoretischer Hinsicht standen neben den schon genannten Schriften der SED die Arbeiten von Lenin über den Staat und von Stalin „Über Dialektischen und Historischen Materialismus“ zur Verfügung. Mit K. Ertig, der noch jünger war als ich, studierte ich diese Schriften, wobei wir als Lernende und in der damaligen Situation die kritische Sicht, die nach dem Tode Stalins aufkam, nicht gewinnen konnten. Mit dem Studium der Geschichte und der Rezeption jener Schriften, die uns vor allem aus der SBZ erreichten, begannen wir in Frankreich zu begreifen, daß in Deutschland sowohl die Französische Revolution von 1789 als auch die russische Revolution vom Oktober 1917 substantiell nachzuholen und die deutschen Revolutionen von 1848 und 1918 zu vollenden seien, um eine neue faschistische Diktatur und einen dritten Weltkrieg zu verhindern. Die im Gegensatz zu den Westzonen in der SBZ eingeleitete Entwicklung erschien uns als ein Beginn dieses Weges. Die Resultate des Sächsischen Volksentscheides (30.6.1946) sowie die Erfolge der SED bei den Gemeinde- und Landtagswahlen (1.-15.9. und 20.10.1946) schienen uns von der Bereitschaft einer Mehrheit bzw. großer Teile der Bevölkerung zu zeugen, nach den Erfahrungen mit Faschismus und zwei Weltkriegen, die aus dem Kapitalismus hervorgegangen waren, diesen Weg mitzugehen.

Die Zusammenkünfte unserer „Zelle“, deren Existenz natürlich bekannt wurde, fanden in einer kaum genutzten Nissenhütte am Ende der Unterkunftshütten

statt. Nach unserer Konstituierung luden wir auch Mitgefangene dazu ein. Wenn wir uns trafen, hieß es bei diesen mit ironischen, aber auch mißbilligenden Untertönen: „Dahinten tagt wieder die KPD“. In kontroversen Diskussionen zeigte sich, daß sich viele mit dem Nazismus weiterhin identifizierten. Das wurde während des Nürnberger Hauptkriegsverbrecher-Prozesses besonders deutlich. Offene Sympathie und Bewunderung erfuhren vor allem das Auftreten und der Selbstmord Görings. Ein älterer Katholik, der der Nazipartei seit 1932 angehörte, gab mir den „väterlichen“ Rat, von meinem Wege abzugehen und „kommunistische Propaganda“ zu unterlassen. Er fügte hinzu: „Glaube ja nicht, daß es mit dem Kommunismus etwas wird. Wenn es im Augenblick auch nicht mehr ‚Heil Hitler‘ heißt – aber etwas Ähnliches kommt wieder.“ (Tagebuchaufzeichnung Ende 1946/Anfang 1947) Wie er sahen auch viele andere nazistische Gefangene in der westzonalen Entwicklung und in der CDU Adenauers ihre Chance, während sie den Weg der SBZ ablehnten. Es gab auch einen aktiven Nazi, der uns direkt bedrohte und attackierte. Er wurde aber aus einer Baracke hinausgeworfen, als er tötlich werden wollte. Und als er einen älteren Gefangenen beschimpfte, der als Arbeiter im Ruhrgebiet der KPD beigetreten war – sein Vorname war Max, den Familiennamen habe ich vergessen –, schritten auch Mitgefangene ein, die der SPD angehörten oder mit ihr sympathisierten. Wir bedauerten sehr, daß sich Max unserer Gruppe nicht anschließen wollte, zumal er bei vielen Mitgefangenen und auch bei britischen Soldaten sehr geachtet war. Offenbar ahnte er jene Entartung in der kommunistischen Bewegung, die später Stalinismus genannt wurde. Er verfolgte aber unsere Aktivitäten mit Interesse und Sympathie und bezeichnete uns achtungsvoll als Genossen. Nicht wenige Gefangene zeigten aber keinerlei politisches Interesse. Sie erklärten, daß sie sich nach ihrer Entlassung vollkommen ins Privatleben zurückziehen werden. Einen dritten Weltkrieg könne man doch nicht verhindern. (An diese dachte ich, als ich 1958 den westdeutschen Film „Wir Wunderkinder“ sah und den Song hörte, „Kinder genießt die Nachkriegszeit, bald wird sie wieder zur Vorkriegszeit“. Auch auf Grund dieser Erfahrungen konnte ich mich über die Entwicklung und die Wahlergebnisse in den Westzonen und später in der BRD nicht wundern. Andererseits war ich bereit, in der SBZ und der DDR Maßnahmen hinzunehmen, die nicht als demokratisch im üblichen Sinne bezeichnet werden konnten.) Das Auftreten eines Wehrmachtspfarrers, der etwa im Abstand von zwei bis drei Wochen das Kommando besuchte, stellte eine besondere Herausforderung dar und bot zugleich Möglichkeiten einer Erweiterung der Diskussion. Zumindest mir war er durch sein Wirken im Gefangenenlager in den Flugzeughallen von Hyères bekannt. Es war jener, der die Ardennenoffensive im Dezember 1944 mit einer Predigt unter dem militanten Wort aus dem Matthäus-Evangelium (10.34) begleitet hatte.

Seine Predigten in der Kapelle des Camps fanden aber kaum Zuhörer. So verlegte er sich vornehmlich darauf, Vorträge über verschiedene Themen zu halten. Auch an diesen nahm aber neben ein bis zwei anderen Gefangenen zunächst nur unsere kommunistische Gruppe teil. Über die päpstlichen Sozialenzykliken, die

der protestantische Pfarrer im wesentlichen akzeptierte, kam es aber zu einem heftigen Streit, in dem ich jedoch wieder sektiererisch auftrat. Ich war damals und zunächst auch noch in der SBZ und DDR der Meinung, daß der christliche Glaube an ein „Jenseits“, das Erfüllung bringe, die Energien für die positive Veränderung des „Diessets“ wesentlich lähmt. Erst die Kenntnis der Arbeiten von Marx, Engels, Kautsky, Lenin und anderen sozialistischen Theoretikern zu Fragen der Religion und endgültig das Buch des Leipziger Theologen Emil Fuchs „Marxismus und Christentum“ (Leipzig 1952) brachten mich von dieser Meinung ab. Im Ergebnis der Diskussionen schlugen wir dem Pfarrer vor, im nächsten Vortrag das Verhältnis von Staat, Religion und Kirche zu behandeln, worauf er auch einging. An Hand der verfügbaren Literatur begannen wir, uns darauf vorzubereiten.

Etwa drei Stunden vor Beginn des Vortrags traf ich jedoch den Lagerdolmetscher, mit dem wir angesichts der Bedeutung seiner Funktion in Verbindung treten wollten. Ich schlug ihm für die nächsten Tage eine Zusammenkunft vor. Da Ausgangszeit war, lud er mich aber sofort zum Besuch einer düsteren Kneipe ein, in deren Hinterzimmer er zwei Flaschen weißen Bordeaux auf den Tisch stellte. Er wußte schon von der Existenz unserer Gruppe und erklärte: „Ihr schwärmt heute genauso für den Kommunismus, wie wir in unserer Jugend (er war etwa Mitte 30) für den Nationalsozialismus geschwärmt haben.“ Etwas später meinte er jedoch: „Ich bin immer knapp am KZ vorbeigerutscht. Es hätte ja keinen Zweck gehabt, mich schnappen zu lassen. Ich wollte warten, bis das Kämpfen wieder Erfolg gehabt hätte.“ (Tagebuchaufzeichnung Mitte Januar 1947). Ono hatte aber gar kein Verständnis dafür, daß ich mich verabschieden wollte, um mir einen Vortrag des „Pfaffen“ anzuhören und mit ihm zu diskutieren. Allenfalls wollte er mich ohne Trübung unserer angeknüpften Beziehungen erst dann gehen lassen, wenn ich meine Flasche Bordeaux ausgetrunken hätte. Da er mich genötigt hatte, schon zwei bis drei Gläser zu trinken, versuchte ich infolge reduzierter Selbsteinschätzung, den Konflikt dadurch zu lösen, daß ich die halbleere Flasche in einem Zug leerte. Als ich in meiner Baracke eintraf, hatte der Vortrag des Pfarrers, für den wir geworben hatten, schon begonnen. Er war hier im Einverständnis mit meinen Mitbewohnern anberaumt worden, da aus irgendwelchen Gründen andere Räume nicht verfügbar waren. Die Zuhörer saßen oder lagen infolge Platzmangel auf den Doppelstockbetten. Ich murmelte eine Entschuldigung und schwang mich in das obere Teil des Bettes, in dem ich schlief, und fiel sofort in den Schlaf. Bald mußte ich mich jedoch übergeben. Daraufhin verließ ich die Baracke und versuchte im Duschaum wieder zu mir zu kommen. Die gut vorbereitete Diskussion fiel damit aus, und wir hatten durch mich eine politisch-moralische Niederlage erlitten. Daher wurde ich in der Zelle mit großem Recht kritisiert. Bei dem nächsten Besuch des Pfarrers entschuldigte ich mich bei ihm. Er nahm die Entschuldigung zwar an. Schlimm sei aber, daß ich im Schlaf von dem „verfluchten Pfaffen“ gesprochen hätte. Das entsprach jedoch schon damals nicht meiner Terminologie, und die Mitbewohner der Baracke hatten auch dergleichen nicht gehört. Der Pfarrer kam auch nicht wieder.

Das Vorkommnis wirkte sich aber entgegen ursprünglicher Befürchtungen kaum zu unserem Nachteil aus. Teilweise erntete es sogar eine fragwürdige Sympathie. Kritisiert wurde ich erneut, als ich unter dem Verdacht der Verhöhnung des Captains direkt von der Arbeit in der Müllabfuhr durch einen bewaffneten Soldaten in den Camp-Arrest (calaboose) abgeführt worden war. Dies hätte neben einer disziplinarischen Bestrafung zur Entfernung aus dem Kommando und damit zu einer Beeinträchtigung unserer politischen Arbeit führen können. Die Inhaftierung war im Resultat des folgenden Vorgangs veranlaßt worden: Während wir im Begriff waren, die Müllbehälter auf den LKW zu laden, näherte sich ein Jeep mit dem Colonel und dem Captain von hinten. Bevor der LKW-Fahrer zu einer Ausweichstelle vorfahren konnte, um den Jeep passieren zu lassen, kam der Captain zu mir. Er befahl, die Arbeit zu vollenden und erst dann den Weg freizugeben. Dabei hatte ich die Mülltonne in den Händen und eine Pfeife zwischen den Zähnen. Er fuhr mich daraufhin an, ich solle diese aus dem Mund nehmen, wenn ein britischer Offizier mit mir spreche. Als ich dies getan hatte, ging er zum Jeep zurück. Offensichtlich mußte ich in Erinnerung an ähnliche Vorgänge in der Wehrmacht lächeln. Das bemerkte jedoch der Colonel, der im Wagen verblieben war, was zur Arretierung und Abführung durch einen bewaffneten britischen Soldaten führte. Die wachhabenden Soldaten im calaboose behandelten mich jedoch recht freundlich, was offensichtlich auch daraus resultierte, daß der Captain und der Colonel unbeliebt waren. Diese Antipathie schien sogar eine Sympathie gegenüber dem inhaftierten Exfeind zu erzeugen. Ich wurde auch darüber informiert, daß mich am nächsten Morgen der offenbar angesehene Sergeant-Major hier verhören und anschließend mit britischen Delinquenten nach einem Strafexerzieren dem Colonel zur Aburteilung zuführen würde. Die Aussage des Sergeant-Major sei dabei von ausschlaggebender Bedeutung. Meine Wächter verhalfen mir sogar zu meinem Deutsch-Englischen Wörterbuch und zu meiner englischen Grammatik. Mit deren Hilfe stoppelte ich mir nachts eine Verteidigungsrede zusammen.

Im Bestreben, den Befehl des Captains umgehend auszuführen, so versuchte ich zu erklären, hätte ich die Pfeife nicht aus dem Mund nehmen können, und infolge Kriegseinwirkungen leide ich unter nervösen Gesichtszuckungen, die einem Grinsen gleichen, was schon in der Wehrmacht zu ähnlichen falschen Verdächtigungen geführt habe. Morgens erstattete ich dem Sergeant-Major mit strengem militärischen Reglement, das er liebte, Meldung und radebrechte diese Version, die übrigens gar nicht allzuweit von der Wahrheit entfernt war. Er schien mich aber verstanden zu haben, ersparte mir das Strafexerzieren und trat gegenüber dem Colonel vermutlich als mein Verteidiger auf. Im Laufe des Vormittags erschien er wieder und verfügte mit einer scharfen Verwarnung meine Entlassung aus dem calaboose.

Da ich die Bibliothek verwaltete und infolge meines Interesses für Malerei fand ich nicht nur einen guten Kontakt zu den kulturell interessierten und engagierten Mitgefangenen, sondern auch zu einem Leutnant, der zur britischen Dienstgruppe gehörte. Es handelte sich um einen gebildeten jungen Mann. Nur wenige

Jahre älter als ich, war er als Abiturient oder Student in die Wehrmacht gelangt. Er ging offensichtlich mit sich ins Gericht, suchte nach einem neuen Weg und trat mir nicht als Vorgesetzter, sondern als Kamerad entgegen. Das fiel um so mehr ins Gewicht, als er über unsere kommunistische Gruppe und ihre Aktivitäten informiert war. Gemeinsam bereitete ich mit ihm eine Ausstellung von Zeichnungen und Aquarellen vor, die im Lager entstanden waren. Wir hatten Informationen über das Nationalkomitee „Freies Deutschland“ und die antifaschistisch-demokratische Blockpolitik der SED in der SBZ erhalten. In diesem Sinne begrüßte bis auf Reinhold die „Zelle“ die Kooperation mit dem deutschen Offizier. Als Zellen-Leiter respektierte Reinhold aber die Meinung der Mehrheit. Er erklärte jedoch, er sei nicht imstande, mit Offizieren zu diskutieren.

Im Kommando entstand schließlich eine gewisse Toleranz im Meinungsstreit, die mit der Forcierung des Kalten Krieges zwar brüchig wurde, jedoch nicht völlig zerbrach. Bei allen Gegensätzen, die den Antagonismen in Deutschland und in der Welt entsprachen, verband die große Mehrheit doch das Grundinteresse, die Gefangenschaft zu überstehen und nach Deutschland zurückzukehren.

Die meisten Gefangenen hielten sich zudem zurück. In der Dienstgruppe spielte dabei die Einteilung in Entlassungsstufen durch einen vernehmenden britischen Offizier, die schon in Bram erfolgt war, eine Rolle. Ein Bekenntnis zur Demokratie im britischen Sinne – jüngere nazistische Gefangene sprachen sie „democratic“ aus – war dafür von wesentlicher Bedeutung. Andererseits führte schon die Erklärung Ettigs, daß er keiner Religion angehöre und sein Vater aktiver Kommunist sei, zu seiner Eingliederung in die niedrigste Stufe.

An manchen Sonntagen suchten wir andere Gefangene in der Umgebung des Transit-Camps auf. Besondere Verbindungen entstanden zu einigen Gefangenen, die in der Landwirtschaft sowie in einem Ersatzteillager für Kraftfahrzeuge arbeiteten, das der Royal Army unterstand. Wir erfuhren, daß die Besitzer der ausgedehnten Obst- und Gemüsefelder, die „Patrons“, die französischen Landarbeiter beim Streit um Löhne und Arbeitsbedingungen mit den Drohungen erpreßten, auf ihre Arbeit zu verzichten und PGs heranzuholen. Diese seien bedeutend fleißiger und anspruchsloser und obendrein viel billiger. Auch im industriellen Bereich wurde deutlich, daß die Unternehmer deutsche Gefangene als Lohndrücker und selbst als Streikbrecher einzusetzen suchten. Andererseits hatten sich PGs auch in den Schwarzen Markt (*marché noire*) und selbst in die Kriminalität eingebracht. Das regionale Organ der PCF „*Le rouge midi*“ (Der rote Süden) prangerte dies an.

Die Gefangenen im Ersatzteillager wurden aus folgendem Grund zu Haftstrafen verurteilt, die sie im Zuchthaus „*Lyautey*“ bei Marseille absitzen mußten. Sie waren in Kooperation mit Angehörigen der Royal Army – darunter die sogenannten Anders-Polen – und französischen Zivilisten an Verschiebungen ganzer LKWs beteiligt gewesen. Dieser kriminelle Handel war durch die Aussage einer Prostituierten aufgefliegen. Sie hatte von diesen PWs als Honorar einen jener falschen Franc-Scheine erhalten, die damals in Frankreich kursierten. Beim Ein-

kauf in Toulon wäre dieser entdeckt worden, und durch das Verhör der Frau sei alles ins Rollen gekommen.

Nach Beginn des Indochinakrieges (Dezember 1946), der Gründung der „Rassemblement du Peuple Français“ (RPF) durch de Gaulle (April 1947), und der Verdrängung der kommunistischen Minister aus der Regierung Ramadier im Zuge der Forcierung des Kalten Krieges (Mai 1947) diskutierten wir in unserer Gruppe über die Möglichkeit, daß dieser in einen dritten Weltkrieg umschlagen könnte. In diesem Falle, so meinten wir, wäre damit zu rechnen, daß die deutschen Gefangenen in Frankreich von einer antikommunistischen Regierung ebenso in den Kampf gegen die Kommunisten im Inneren und gegen die UdSSR einbezogen werden könnten, wie sie als Fremdenlegionäre bereits gegen die Demokratische Republik Vietnam eingesetzt waren. Um dem zu entgehen und in der Annahme, daß die PCF wieder ins Maquis gehen wird, wollten wir dann aus dem Camp ausbrechen und uns dem neuen Maquis anschließen. In heutiger Sicht mag das phantastisch erscheinen. Damals fanden sich jedoch analoge Erwägungen auch bei anderen Motivierungen und Zielstellungen. Die Befürchtung, daß mit einem neuen Krieg zu rechnen sei, wurde auch in der Kriegsgefangenen-Zeitung „Neuer Kurier“ vom 9.8.1947 angesprochen, die dem Arbeitsministerium unterstand und von der Direction Générale des Prisonniers de Guerre kontrolliert wurde. Sie fand auch unter deutschen Gefangenen in den USA und England Ausdruck.<sup>4</sup> Wir begannen jedenfalls, uns unter diesen Aspekten einen Vorrat von Konserven anzulegen. Die Mittel dafür gewannen wir aus dem Handel, an dem sich mit anderen Motivierungen nahezu alle Gefangenen beteiligten. Eine Verbindung zu Organisationen oder Mitgliedern der PCF und der CGT vermochten wir aber damals noch nicht herzustellen.

Anläßlich des 1. Mai 1947 übersandten wir aber Briefe an das ZK der PCF und an die Leitung der CGT, in denen wir als eine Gruppe kommunistischer deutscher Gefangener unsere Solidarität mit dem politischen und gewerkschaftlichen Kampf übermittelten, den die französischen Kommunisten und Gewerkschaftler führten. Wir verzichteten aber nicht auf den Hinweis, daß deutsche Gefangene als Lohndrucker und Streikbrecher gegen französische Arbeiter eingesetzt werden. Wie die Briefe aufgenommen wurden, ist nicht bekanntgeworden. Für die kühne Idee, nachts aus dem Camp auszubrechen und Mauern und Häuser in Toulon mit analogen Losungen zu beschriften, fand sich aber keine Mehrheit. Mit der Auflösung des Camp im Sommer 1947 mußte sich auch unsere Gruppe auflösen. Ettig, Mai, Kaste und Tritschler wurden als die ursprünglichen POWs – ungeachtet der zuvor festgelegten Kategorien – entlassen. Als zeitweilige POWs stellten Friedrichs und ich nun als Gründer der Zelle deren Rest dar. Wir wurden in das Dépôt Toulon verbracht.

---

4 Siehe Maschke, Zur Geschichte, Bd. XIV, 1968, S.107.

*Straßenausbesserungskommando der Bürgermeisterei Toulon im Sommer 1947*

Kurt und mir war durch die Lektüre von „Le rouge midi“ und aus anderen Quellen bekanntgeworden, daß der gewählte Bürgermeister von Toulon Mitglied des ZK der PCF war. Sein Name war Bartolini. Mit dem Ziel, Kontakte zur PCF zu gewinnen, meldeten wir uns daher für ein Straßenausbesserungskommando der Bürgermeisterei. Da solche Kommandos nicht begehrt waren, hatten wir Erfolg. Wir konnten auch bald feststellen, daß sein französischer Chef ein Kommunist war. Sein Name war François. Er trieb nicht zur Arbeit an und war um ein gutes Verhältnis zu seinen Gefangenen bemüht. In einem der schöneren Vororte besserten wir die Straßen aus. Schon am ersten Tag führte François eine lebhaftige Diskussion mit einem Polizisten. Es war bald zu erkennen, daß beide befreundete Genossen waren. Heftig kritisierten sie de Gaulle und dessen RPF. Sie akzeptierten, daß ich mich ihnen näherte und ihrem Gespräch folgte. Nach einer Weile schaltete ich mich mit der Erklärung ein, de Gaulle wolle für Frankreich das werden, was Hitler für Deutschland und Mussolini für Italien waren und was Franco für Spanien noch ist. Diese falsche Einschätzung, die damals unter Linken verbreitet war, fand den vollen Beifall der beiden französischen Kommunisten. Der Kommandochef stellte sich als Leiter einer kommunistischen Zelle vor, und wir, Kurt und ich, bekannten uns als deutsche Kommunisten. Das mißfiel jedoch vielen Mitgefangenen. Am gleichen oder am nächsten Tag trat der Besitzer einer Villa an François heran. Dieser sagte uns nach der Unterredung, sein Gesprächspartner, der auch in der Kommunalpolitik eine Rolle spiele, hätte gewünscht, daß einige Gefangene in seinem Grundstück Ausbesserungsarbeiten verrichten. Er habe ihm zwar zu verstehen gegeben, daß wir für die Bürgermeisterei und nicht für die Bourgeoisie arbeiten. Im Interesse der Bündnispolitik, die auch in der Bürgermeisterei verwirklicht werde, wolle er ihm aber entgegenkommen.

Wir baten schließlich François um Literatur über die Politik und Geschichte der PCF. Diese erreichte uns auch, aber nicht mehr auf seinem Kommando. Denn als unsere Kontakte im Lager bekanntgeworden waren, wurden wir nicht mehr für das Kommando der Bürgermeisterei eingeteilt. Es ist sehr wahrscheinlich, daß dies unter dem Einfluß von sozialdemokratischen Gefangenen geschah, die in der deutschen Lagerleitung Einfluß besaßen. Wir hatten mit ihnen eine Diskussion begonnen und dabei auch – naiverweise, wie sich herausstellte – über unseren Kontakt zu François informiert. Bald erfolgte auch unsere Versetzung in ein Kommando im Lager der Kolonialarmee bei Cais, nördlich von Frejus, was den Charakter einer Abschiebung besaß. Zuvor überreichte mir aber ein Mitgefangener, der weiterhin im Kommando von François arbeitete, einen großen Packen Broschüren der PCF. Mit der Miene größter Mißbilligung begleitete er die Übergabe mit der Erklärung, der Franzose habe ihm die Schriften mit der Aufforderung übergeben, sie den deutschen Kommunisten auszuhändigen. Diese Haltung erklärte sich bei vielen Gefangenen nicht nur aus dem Verhaftetsein in der faschistischen Ideologie und aus traditioneller Francophobie. Mehr oder weniger bekannt war, daß sich die kommunistische Presse, der regionale „Le

rouge midi“ und auch die „Humanité“, gegen bürgerliche und christliche Organe gewandt hatte, die sich für die deutschen Gefangenen einsetzten. Eine Veränderung der Haltung der PCF war hierin nach dem Ausscheiden der kommunistischen Minister aus der Regierung Ramadier im Mai 1947 zu spüren. Diese neue Situation wird auch die Kontaktbereitschaft von François mitbestimmt haben.

### *Militärlager Cais – Hoch- und Spätsommer 1947*

Für das Lager der französischen Kolonialtruppen bei Cais, nördlich von Frejus, wurde ein Kommando von ca. 30 PGs zum Bau einer Wasserleitung eingesetzt. Hier befanden sich neben französischen Einheiten auch Soldaten aus den französischen Kolonien in Afrika und Martinique, die im „sale guerre“, im Schmutzigen Krieg in Vietnam, zum Einsatz kommen sollten. Wir wurden am Rande des Lagers in einer Holzbaracke untergebracht. Wie seit Beginn der Gefangenschaft teilten wir sie mit Flöhen, Läusen und Wanzen. Mäuse und Ratten wurden aber von zahlreichen Katzen gejagt. Ein Vorzug war, daß sich ganz in der Nähe eine geräumige Waschanlage befand. Auch wurde uns in der arbeitsfreien Zeit Ausgang in die Umgebung sowie nach Frejus und St. Raphael gewährt. Die Nahrung entsprach etwa der Verpflegung französischer Soldaten. In provenzalischer Sommerhitze waren Erdarbeiten zu leisten und Wasserleitungsrohre zu verlegen. In politischer Hinsicht unterschieden sich die Ansichten unserer Mitgefangenen kaum von den Meinungen im „Englandkommando“. So fanden Kurt und ich mit unseren Auffassungen zunächst kaum Resonanz. Neu war aber, daß wir nun einer französischen Aggressionsarmee zu dienen hatten, die einen ungerechten und barbarischen Krieg führte, um eine einstige Kolonie wieder unter französische Herrschaft zu zwingen. Aus diesem Grunde erschien es uns trotz Skrupeln gerechtfertigt, die Francophobie und den teutonischen Nationalismus, die einen großen Teil der Gefangenen mehr oder weniger bestimmten, gegen diese französische Aggression zu wenden. Als ich später den Begriff Nationalbolschewismus kennenlernte, begriff ich, daß wir versucht hatten, in seinem Sinne zu agieren. So wandten wir uns einem angesehenen Fahnenjunker-Feldwebel zu, den wir bereits vom Englandkommando her kannten. Wir schlugen vor, ihn als Vertrauensmann und Leiter des Kommandos zu wählen, da der bisherige Inhaber dieser Funktion völlig versagt hatte und unter dem Eindruck massiver Kritik zurückgetreten war. Der Fahnenjunker wurde auch gewählt, und wir mußten seine nationalistische und schlechthin antifranzösische Antrittsrede schlucken. Doch dieses fragwürdige Bündnis bewährte sich bei einem Streik der Gefangenen. Er richtete sich gegen Maßnahmen, die nach dem Fluchtversuch eines Gefangenen durch den zuständigen Offizier verfügt worden waren. Der Ausgang wurde gestrichen, und um unsere Baracke wurde ein Stacheldrahtverhau gelegt. Der Vorschlag von Kurt und mir, die Baracke erst nach Entfernung des Stacheldrahts zu verlassen und die Arbeit wieder aufzunehmen, wurde angenommen. Doch nach den ersten Drohungen kapitulierte die Mehrheit. Der Stacheldraht wurde aber entfernt. Auch durch diese Vorkommnisse wurden Kurt und ich in unserer Absicht bestärkt, beim Beginn eines neuen Krieges aus der Gefangenschaft auszubrechen.

Da wir uns nicht mehr sicher waren, daß wir an ein neues Maquis Anschluß gewinnen könnten, wenn es sich bilden sollte, faßten wir den Plan, uns im Kriegsfall nach der SBZ durchzuschlagen. Da wir nun Italien näher waren, erwogen wir, den Weg dahin über die Meer Alpen, Norditalien, Österreich und die Westzonen zu finden. Die Route durch das Rhonetal, das hatten mißlungene Fluchtversuche von Mitgefangenen gezeigt, war dafür kaum geeignet. Um die Mittel für eine solches abenteuerliches Unternehmen zu gewinnen, gründeten wir mit einem Ingenieur namens Irmscher eine Art Wäscherei- und Bügelunternehmen für die Soldaten der Kolonialarmee. Mir fiel neben Waschen und Bügeln die Aufgabe zu, mit den Kunden zu verhandeln, ihre schmutzige Wäsche anzuliefern, gereinigt und gebügelt zurückzubringen und zu kassieren. Der dritte Partner scheute sich, diese Aufgabe zu übernehmen, obwohl er viel besser französisch sprach als ich. Anfangs gab es manchmal Schwierigkeiten, die Bezahlung einzutreiben. Im äußersten Fall pokerte ich dann hoch und drohte mit einer Meldung an den Lagerkommandanten. Zumeist unterlagen die Zahlungsunwilligen aber einer wirksamen Kritik ihrer Kameraden.

Ein sehr gutes Verhältnis gewannen wir zu den farbigen Soldaten aus Martinique, die sich durch eine hohe Intelligenz und ein taktvolles Benehmen auszeichneten. Sie gaben auch zu verstehen, daß sie den Vietnamkrieg nicht billigen. Für einen Teil des verdienten Geldes erwarben wir Konserven, die wir an sicheren Stellen außerhalb des Lagers vergruben. Doch am Ende des Sommers war der Bau der Wasserleitung beendet. Wir kamen aber nicht nach Toulon zurück, sondern gelangten in das Dépôt von St. Marthe, einen Vorort von Marseille. Es war für das Département Bouches du Rhone zuständig.

*„Kriegsgefangenen-Universität“ St. Fons – Oktober/November 1947*

Im Dépôt St. Marthe wurden wir nur zu kurzfristigen Arbeitseinsätzen im Stadtgebiet und im Umfeld von Marseille eingesetzt. Kurt, der damals Ende 30 war, wurde auch bald entlassen. Zuvor berieten wir uns über folgende Möglichkeit: Wir hatten erfahren, daß in St. Fons bei Lyon eine „Kriegsgefangenen-Universität“ existiert. Die offizielle französische Bezeichnung lautete „Ecole d'Orientation Culturelle“, und ein dort durchgeführter Lehrgang nannte sich „Cours orientation culturelle et d'information“. Wie ich später erfuhr, existierten solche „Ecoles“ auch in St. Denis und Orléans. Ihr Zweck bestand wohl vornehmlich darin, Gefangene, die dafür geeignet und bereit waren, zu „Kulturreferenten“ auszubilden. Die französische Bezeichnung lautete „Rééducateur“ (Wiedererzieher bzw. Umerzieher). Sie sollten in die französische Version der anglo-amerikanischen reeducation einbezogen werden.

Solche Kulturreferenten waren bereits als Besucher von Arbeitskommandos und im Lager von Toulon begegnet. Auch in Marseille trafen wir sie an. Nicht selten hatte sich bei ihnen ein nazistischer Antikommunismus im Zuge des Kalten Krieges lediglich „demokratisiert“. Bestenfalls waren sie – wie in Toulon – sozialdemokratisch orientiert. Wie wir erfuhren, konnte sich jeder Gefangene zum Besuch eines Kurses in St. Fons bewerben. Teilweise unterzog der zustän-

dige Officier de Renseignement – ein für die „rééducation“ zuständiger Nachrichtenoffizier, der dem Nachrichtendienst der Armee unterstand – oder ein von ihm damit Beauftragter die Bewerber einer Art Intelligenz-, Bildungs- und Gesinnungsprüfung. Wesentlich war eine antinazistische und bürgerlich-demokratische Grundhaltung. Doch auch ohne solche Prüfungen erfolgten Delegationen von Bewerbern nach St. Fons.

Kurt und ich kamen zu der Auffassung, daß der erfolgreiche Besuch eines solchen Kurses große Möglichkeiten für eine antifaschistische Wirksamkeit bieten konnte. Diese Meinung vertrat auch ein Gefangener, den wir im neuen Lager kennengelernt und als Kommunisten erkannt hatten. Sein Name war Heinz Dyduch. Er war in der Schreibstube des Officier de Renseignement tätig. Mit lebhafter Zustimmung von Kurt und Heinz bewarb ich mich. Nach einer kurzen Befragung gelangte ich mit Bewerbern aus anderen Lagern im bewachten Waggon eines Güterzuges nach St. Fons. Es war der 5. Kurs, der vom 14. Oktober bis zum 22. November 1947 anberaumt war.

Die „Kriegsgefangenen-Universität“ war in mehreren Baracken untergebracht, die sich im hinteren Teil eines „normalen“ Gefangenlagers befanden. Eine Baracke war den Lehrkräften vorbehalten, in einer weiteren fanden die Lehrveranstaltungen statt, und in einer dritten (es könnte auch noch eine vierte gewesen sein) wurden die Kursteilnehmer auf gefangenenübliche Art untergebracht. Die Lehrkräfte waren Universitätsdozenten, Juristen und andere Akademiker, die als Angehörige der Wehrmacht in französische Gefangenschaft geraten waren. Auch von Professoren der Universität Lyon wurden Vorlesungen gehalten. Der deutsche Leiter war ein Jurist namens Nerz, von dem es hieß, er wäre vor seiner Einberufung als Richter oder Staatsanwalt tätig gewesen.

Wie in einer Universität bestand der Lehrbetrieb aus Vorlesungen und Seminaren. Wichtige Fächer waren: Theorie und Geschichte des Staates und des Rechts, Ökonomische Theorien, Geschichte, Literaturgeschichte und Psychologie. Die Vorlesungen und Seminare hatten in der Regel ein gutes Niveau, und es wurde intensiv gearbeitet. Die politische Grundorientierung war auf eine parlamentarische Republik ausgerichtet, die auf der Gewaltenteilung beruhte. Daher spielte die Staatstheorie von Montesquieu eine besondere Rolle. Ebenso wurden die Menschenrechte unter besonderer Betonung der individuellen Freiheiten und des Eigentums hervorgehoben. Obwohl der Ökonom auf den Neoliberalismus von Wilhelm Röpke eingeschworen war, trat bei ihm eine antikommunistische und antimarxistische Linie nur indirekt in Erscheinung. Das kann auch für die anderen Lehrveranstaltungen gelten. Der Psychologe kam immer wieder auf das Problem der Fehlleistungen zu sprechen, wofür er auch Äußerungen von Nerz als Beispiele anführte. Stellungnahmen zur Tagespolitik wurden vermieden. Neben der gründlichen Vor- und Nachbereitung der Vorlesungen und Seminare studierte ich vor allem marxistische Arbeiten, die sich in der Bibliothek oder im Besitz von Dozenten befanden. Darunter war auch das „Kommunistische Manifest“, das ich hier zum ersten Mal in den Händen hielt und ausführlich exzerpierte. Es stammte übrigens aus einer Druckerei im sächsischen Wurzen. Wie

Millionen vor, mit und nach mir wurde ich vom Inhalt, der Logik und Sprache gepackt. Weiter befaßte ich mich mit dem Existentialismus. Ich konnte bald feststellen, daß ich der einzige unter den Kursteilnehmern war, der sich als Kommunist verstand. Unter den „normalen“ Gefangenen begegnete ich aber zwei kommunistischen Genossen, die Kontakt zu Gleichgesinnten unter den Kursteilnehmern suchten. Es waren Werner Senfklarer aus Hamburg und Kurt Günther aus Berlin. Sie billigten meine Motive für die Teilnahme am Kurs voll und ganz. Ich verdanke ihnen wichtige Hinweise und Ermutigungen. Im Kurs hielt ich mich bei aktuellen politischen Diskussionen, die abends in den Baracken geführt wurden, zurück. Ich wollte Konfrontationen vermeiden, die mein Ziel gefährden konnten, das Prädikat und die Wirkungsmöglichkeiten eines Kulturreferenten zu gewinnen. Doch meine politische und weltanschauliche Position wurde bald erkannt. Obwohl mir nun einige Kursteilnehmer und Dozenten mit Distanz begegneten, wurde ich doch im wesentlichen toleriert.

Das um so mehr, da ich zwei Aktionen initiierte und -organisierte, die von einem elementaren Interesse aller Kursteilnehmer bestimmt waren. Die erste bezog sich auf das Essen, die zweite auf die Heizung. In dem häufigen Bohneneintopf, den es zum Mittagessen gab, schwammen mitgekochte Maden in reicher Zahl obenauf. Als sich trotz Beschwerden nichts änderte, traten wir in einen Vorlesungsstreik. „Kamerad Nerz“, wie er genannt wurde, stellte zwar im Dozentenkreis die Frage, wer denn die „Rädelsführer“ seien. Er protestierte aber beim Lagerkommandanten immerhin so wirksam, daß künftig das Essen madenfrei war. Als es im November auch um Lyon ziemlich kalt wurde und wir weder Kohle noch Holz bekamen, organisierten wir eine Holzbeschaffungsaktion. In einem anderen Teil des Lagers waren in der Nähe eines Wachpostens Bretter für Bauvorhaben gestapelt. Um Mitternacht bildeten wir eine lange Kette und beförderten die Bretter in unsere Baracke. Hier rissen wir die Diele auf und verstaute das requirierte Holz. Da der Transportweg durch einen großen Teil des Lagers führte, hielten einige von uns die Türen der anderen Baracken zu, um möglichen Denunzianten die Sicht zu nehmen. Auch fluchenden Gefangenen, die ihre Notdurft verrichten wollten, wurde der Weg zu den Latrinen erst freigegeben, als das letzte Brett sein Ziel erreicht hatte.

Am Ende des Kurses war eine Arbeit zu schreiben und ein Vortrag zu halten. Die Arbeit widmete ich dem Vergleich der Staatstheorien von Montesquieu und Rousseau, wobei ich dessen radikale Gesellschaftskritik und den Gedanken der „volonté générale“, der Bedeutung des Willens und der Souveränität des Volkes bei Rousseau besonders hervorhob. Für den Vortrag wählte ich als Thema: „Die moderne Malerei, ein Spiegelbild der Zeit“. Während man die Arbeit abgeben mußte, ist die Vortragsdisposition in meinem Besitz. Mit Erinnerungen an die Kunstgeschichte von Richard Hamann, an andere Werke und Reproduktionen sowie auf die sehr dürftige kunstgeschichtliche Literatur gestützt, die verfügbar war, versuchte ich eine kultursoziologische Interpretation, die – wie ich später erkannte – etwas holprig ausfiel. Nach einer historischen Einführung, die mit dem Mittelalter begann, konzentrierte ich mich auf Impressionismus, Expressio-

nismus und Neue Sachlichkeit sowie auf die gesellschaftskritische Kunst in Frankreich und Deutschland an den Beispielen von Daumier, Kollwitz, Zille, Grosz und Dix. Kurzschlüssig fielen auch die Folgerungen aus, in denen es hieß: „Wir können also durch eine gründliche Betrachtung der modernen Kunst nur in der Erkenntnis bestärkt werden, daß eine grundlegende Änderung unseres Lebens erfolgen muß, wenn es erhalten bleiben soll.“ Einige Zuhörer werden begriffen haben, daß ich „Leben“ an Stelle von Gesellschaft gewählt hatte. Für das Prädikat eines Kulturreferenten reichte der Vortrag offenbar aus. Zudem befand sich unter den Prüfern kein Kunst- und auch kein Fachhistoriker. Auch die schriftliche Arbeit wurde positiv bewertet. Ich kam nach Marseille zurück, um im Departement Bouches du Rhone als Kulturreferent zu wirken. Zunächst mußten wir aber angesichts des großen Streiks, der Ende 1947 schließlich 2,5 Millionen Werktätige erfaßte, noch einige Tage in St. Fons bleiben.

*„Rééducateur“ im Departement Bouches du Rhone Dezember 1947 – August 1948*

Im Dépôt St. Marthe wurde mir ein Arbeitsplatz in der „Kulturbaracke“ zugewiesen. In ihr waren der Rééducateur en Chef und zwei Redakteure der Kriegsgefangenenzeitung für den Dépôt-Bereich untergebracht. Sie arbeiteten und wohnten hier. Ich mußte mir aber eine Schlafgelegenheit in einer Lagerbaracke suchen. Der leitende Kulturreferent bzw. Rééducateur en Chef hieß De Sombre. Mutmaßlich hatten ihn die zuständigen Franzosen vornehmlich auf Grund seines französischen Namens eingesetzt. Denn er tat fast nichts. Dem entsprach ein großes Defizit im autodidaktischen Streben nach Wissen und Bildung. Er konnte aber nichts dagegen haben, daß ich mich auf die verfügbaren Zeitungen stürzte, im Lager sowie auf verschiedenen Außenkommandos Vorträge hielt und die Lagerkapelle als Conférencier begleitete. Als ich Anfang 1948 von einer solchen Vortragstour zurückkam, erfuhr ich zu meiner Überraschung, daß De Sombre seines Postens enthoben worden war, auf ein Außenkommando strafversetzt werden sollte und daß ich für seine bisherige Funktion vorgesehen sei. Als Gründe wurden neben seiner ungenügenden Aktivität „Orgien“ genannt, die er in der Kulturbaracke veranstaltet habe. Auch sei von französischen Offizieren beobachtet worden, daß er mit einem marokkanischen Bewacher in Marseille ein Bordell aufgesucht habe. Ich hatte nicht nach seiner Funktion gestrebt. Doch mit ihrer Übernahme gewann ich erweiterte Wirkungsmöglichkeiten. Ich begann sofort, die Vortragstätigkeit zu intensivieren und auf alle Kommandos auszudehnen. Bei der Themenwahl konnte davon ausgegangen werden, daß bei meinen Mitgefangenen alle politischen Ereignisse und Entwicklungen von Interesse waren, die ihre gegenwärtige Situation, ihre baldige Entlassung aus der Gefangenschaft und ihre künftige Existenz in Deutschland wie auch in Frankreich positiv oder negativ beeinflussen konnten. Das betraf auch die Überprüfung der Angebote, als „freier Arbeiter“ zeitweilig oder für immer in Frankreich zu bleiben. Andererseits war zu berücksichtigen, daß in der französischen Armee und damit auch im Nachrichtendienst, der für die „Rééducation“ zuständig war, de Gaulle und seine RPF gewiß einen großen Einfluß besaßen. Man konnte aber

auch einkalkulieren, daß trotz des Kalten Krieges selbst in der RPF an der Verurteilung des Nazismus festgehalten wurde und ungeachtet des Antikommunismus die Sowjetunion weiterhin als Verbündeter Frankreichs galt. Auch war nicht zu ignorieren, daß die PCF als „Partei der Füsilierten“ immer noch einen großen Einfluß besaß.

Diese widerspruchsvollen Komponenten waren auch für die Haltung des Officier de Renseignement bestimmend. Er war ein Elsässer namens Flammang und sozusagen mein Chef. Wenn ich ein Außenkommando aufsuchen wollte, war für mich und einen Tirelleur marocain, einen marokkanischen Soldaten, der mich als Wächter zu begleiten hatte, eine Art Marschbefehl von ihm einzuholen. Im gaulistischen Sinne war er antikommunistisch, aber zugleich antinazistisch orientiert. Als im Laufe des Jahres 1948 die antikommunistischen und -sowjetischen Kommentare in westdeutschen Sendern, die in der Kulturbaracke empfangen und auf das Lager ausgestrahlt werden konnten, zunahmen, war Flammang davon zu überzeugen, daß dadurch nur die nazistischen Gefangenen Auftrieb erhalten. Er war daher damit einverstanden, solche Sendungen nicht mehr ins Lager zu übertragen. Allerdings gab es auch andere Gaullisten. Der französische Leiter der Poststelle – auch ein Elsässer – war als ein engagiertes Mitglied der RPF bekannt. Als Unteroffizier hatte er viele Jahre in Nordafrika zugebracht. Eines Tages kam er in die Kulturbaracke und betrachtete eine Europakarte, die an der Wand hing. Er zeigte auf Moskau und erklärte, hierher müsse eine Atombombe fallen. Als Begründung führte er an: Jahrzehntlang habe er für Frankreich Militärdienst geleistet, sei er auf dem Kamel Hunderte von Kilometern durch die Sahara geritten. Nun werde er sich von den Kommunisten seine Rente nicht kürzen lassen. Sein deutscher Gehilfe, der ihn begleitete, sah durch ihn seinen nazistischen Antikommunismus vollkommen bestätigt. So erklärte er, die RPF verfolge nun die gleichen Ziele wie einst Hitler. Sein Vorgesetzter reagierte darauf nur mit einer hilflosen Aufforderung zu mehr Respekt, die auf seinen Untergebenen ohne jeden Eindruck blieb. Offenbar befanden sie sich auch auf dem Gebiet von unsauberen Geschäften in einer neuen collaboration franco-allemande.

Nach einer Wiederholung des Vortrags über „Die moderne Malerei...“ galt das erste neue Thema, das ich im Lager und auf einer Reihe von Außenkommandos behandelte, der Konferenz des Rates der Außenminister, die unter der Teilnahme Frankreichs, Großbritanniens, der UdSSR und der USA in London vom 25. November bis zum 15. Dezember 1947 zum deutschen und österreichischen Problem stattgefunden hatte. Die Methode konnte unter Berücksichtigung der charakterisierten Situation nur „objektivistisch“ sein. Dabei versuchte ich, die Vorschläge der UdSSR so zu plazieren, daß sie – gemäß meiner Überzeugung – als die günstigste Variante für Deutschland erschienen. In den Aussprachen, die in kleinen Kreisen nach den Vorträgen stattfanden, äußerte ich dann meine Meinung deutlicher. Auch bei folgenden Vorträgen wandte ich die gleiche Methode an.

Mit der dramatischen Entwicklung im Jahre 1948, die mit der vollen Entfaltung des Kalten Krieges, mit dem Marshallplan und dem Kurs der Westmächte auf

die Bildung eines westdeutschen Separatstaates („Londoner Empfehlungen“), zum Anschluß der französischen Besatzungszone an die schon Ende 1946 entstandene Bizone und schließlich hier und in den Westsektoren von Berlin zur separaten Währungsreform führte, verstärkte sich das politische Interesse der Gefangenen, aber zugleich die Polarisierung ihrer Meinungen. Das um so mehr, da mit dem Jahre 1948 das Ende der Gefangenschaft abzusehen war. Ein großer Teil sympathisierte mit dem Kurs der Westmächte und der von Adenauer repräsentierten Konzeption. In dieser Konstellation wurde es immer schwieriger, die gewählte Methode der indirekten Befürwortung sowjetischer und sowjetzonaler Vorschläge und Maßnahmen durchzuhalten und die ihrer Gegner in Frage zu stellen. Es gab auch Versuche, mich zu einer direkten Parteinahme zu provozieren, deren Offenbarung natürlich das Ende meiner Tätigkeit bedeutet hätte.

Eine wichtige Stütze war für mich neben Dyduch in einem anderen Sinne unser Chef Flammang. Ich gewann zu ihm ein immer besseres Verhältnis. Wie jeder Berufssoldat war er vor allem auf seine Karriere bedacht. Dieser war ich aber förderlich. Durch die zahlreichen Vorträge, die stattfanden, konnte er seinen Vorgesetzten demonstrieren, mit welchem Eifer er seine Aufgaben erfüllt. So berührten sich – wenn auch aus sehr unterschiedlichen Motiven – unsere Interessen. Ich konnte mich ihm auch noch auf andere Weise nützlich machen. Nachdem ich erfahren hatte, daß er für sich und seine Familie noch Möbel benötigt, informierte ich ihn bei Auflösung von Kommandos über das Mobiliar, das sich die Gefangenen organisiert hatten und nun zurückerlassen mußten. Er ging auch auf den Vorschlag ein, davon Gebrauch zu machen.

Auch zu den Tirelleurs marocains, die als Wache vor dem Lager – ganz in der Nähe der Kulturbaracke im Lager – untergebracht waren, fand ich ein gutes Verhältnis. Da mir weiterhin ein Tirelleur als Bewacher zugeteilt wurde, wenn ich ein Kommando aufsuchen wollte, fragte ich die Marokkaner, wer dazu Lust habe. Wenn ich dann zu Flammang ging, der den Schein für den Begleiter und mich auszustellen hatte, konnte ich ihm mitteilen, daß ein Tirelleur schon bereitsteht. Mit manchen Marokkanern gab es aber Probleme. Sie wollten mit mir sofort ins Bordell gehen. Nicht nur in Erinnerung an das Schicksal meines Vorgängers ging ich darauf nicht ein. In einem Fall, als ein Vortrag in einem Kommando anstand, das in einer Marseiller Kaserne untergebracht war, schlug ich meinem Bewacher vor, dahin zu gehen, wohin er wolle und in drei Stunden wiederzukommen. Da er auf sich warten ließ, erklärte ich der marokkanischen Kasernenwache die Lage. Ich wurde daraufhin eingeladen, mit ihnen auf der Pritsche zu ruhen und die Rückkehr ihres Kameraden zu erwarten. Erst nach Mitternacht kam mein Posten stark blutend zurück. Er habe in einem Lokal gegessen, als es von der Militärpolizei betreten wurde. Die für uns beide ausgestellte Bescheinigung hatte ich ihm aber nicht mitgegeben. Sie hätte ihm zudem nichts genutzt, da bei einer Kontrolle die Frage aufgetreten wäre, wo sich denn sein PG befinde. Natürlich hatte ich nicht damit gerechnet, daß er in eine solche Situation geraten kann. Nach einem Handgemenge, in dem er verletzt worden war, sei er entflohen und habe seine Verfolger abschütteln können. Wir brachen

auf, und ich versicherte ihm, daß ich bei einer Untersuchung aussagen würde, daß wir uns nicht getrennt haben und er uns bei einem Überfall verteidigt habe. Glücklicherweise gab es aber kein Nachspiel. Die Marokkaner sahen jedoch nun in mir einen der ihren. Unter anderem erhielt ich eine freundliche Einladung nach Marrakesch.

Bei aller Sympathie für die Marokkaner wollte ich aber künftig solche Vorfälle vermeiden. Ich berichtete daher Flammang, daß meine Kameraden, denen ich die französische Kultur nahebringen und für die Freundschaft mit Frankreich gewinnen will, was ja unter kommunistischen Aspekten in der Tat meine Absicht war, immer wieder bemerken, mit dem Vertrauen der Franzosen zu mir könne es nicht allzuweit her sein, wenn ich immer unter Bewachung käme. Sie könnten sich dagegen über ihren Arbeitsbereich hinaus frei bewegen. Auch Probleme mit den Tirreleurs deutete ich an, ohne konkret zu werden. Flammang konnte sich diesen Argumenten nicht verschließen. Er wollte aber nicht riskieren, selbst eine Entscheidung zu treffen. Vielmehr benutzte er dafür eine Inspektion durch den General Buisson, der im Rahmen des Verteidigungsministeriums für die Kriegsgefangenen zuständig war.

Flammang stellte mich dem General vor, lobte mich und holte die Genehmigung für postenfreie Kommandobesuche ein. In der Überzeugung, daß ich nun noch intensiver kontrolliert werde, hielt ich mich weiterhin an die gebotenen Verhaltensnormen. So verzichtete ich auch auf einen Besuch des Büros der PCF in Marseille. Zudem war ich mir nicht sicher, wie man dort auf den völlig unerwarteten Besuch eines PG reagieren würde.

Ich nutzte aber die gewonnene Bewegungsfreiheit auch, mich im Zusammenhang mit meinen Vortragsreisen mit Marseille, Aix, das damals durch eine Straßenbahn mit Marseille verbunden war, mit Arles und der überwältigenden Landschaft der Provence vertraut zu machen. Vieles erinnerte an die Motive von van Gogh, Cezanne, Pissaro. Am 24. Mai gelangte ich durch eine Fehlinformation von Arles nicht nach Salin-de-Giraud, wo ich ein Gefangenekommando besuchen wollte, das in der Salzgewinnung arbeitete, sondern nach Saintes-Maries-de-la-Mer, dessen Strand mit Booten van Gogh gemalt hatte. Hier fand aber gerade jene jährliche Festlichkeit statt, die auf die legendäre Überlieferung zurückgeht, nach der in frühchristlicher Zeit drei Frauen, zwei namens Maria und ihre Dienerin Sara, aus Palästina kommend, gelandet seien. Da es an diesem Nachmittag keine Zugverbindung nach Salin-de-Giraud mehr gab, die nur über Arles führte, und die dortigen Gefangenen mich abends zu einem Vortrag erwarteten, trat ich einen abenteuerlichen Gewaltmarsch durch die Camargue an. Trotz des Gewaltmarschs im sumpfigen Terrain erreichte ich aber erst gegen Mitternacht das Kommando. Zum Vortrag und zu den Diskussionen kamen wir dann erst am Abend des nächsten Tages. Die etwa im Mai erteilte Erlaubnis, meine Tätigkeit als Kulturreferent ohne einen bewachenden Begleiter auszuüben, wurde übrigens wieder annulliert. Das blieb aber ohne eine wesentliche Auswirkung. Denn im August erfolgte meine Entlassung aus einer vierjährigen Gefangenschaft.

Es bestand die Möglichkeit zu wählen, in welche Zone man entlassen werden wollte. Da meine veritwete Mutter in Leipzig wohnte sowie auf Grund der politischen Überzeugung, die ich gewonnen hatte, wählte ich natürlich die SBZ. Ich hatte zudem in Leipzig Freunde, war hier verwurzelt und sah auch die besten Möglichkeiten für Bildung und Berufe, die mir erlaubte, im Sinne meiner Überzeugungen zu wirken.

So kam ich über die Lager in Sarralb und Eisenach wieder nach Leipzig. In Bebra, der letzten Station vor der SBZ, kamen Zivilisten auf den Bahnsteig, die uns bewegen wollten, doch in den Westzonen zu bleiben. Es war jedoch nicht zu erkennen, daß sie Erfolg hatten, denn jeder hatte schon in Frankreich seine Entscheidung getroffen.

R ita K indler

## Landschaftsfraß. Flächenw ende in Sicht?

Die Autorin ist in ihrer Arbeit  
als landw irtschaftliche Sachverständige  
fast täglich mit den Problem en  
des überdimensionalen Verbrauchs  
offener Landschaften konfrontiert.

Sie fragt nach den Ursachen dieses sozialen,  
ökonom ischen und ökologischen D ilem m as.

Die Antwort findet sie in den Interessen  
und Zw ängen des marktw irtschaftlichen System s.

---

ISBN :978-3-929390-79-7 / EUR 16,50

edition bodoni  
e-mail: info@bodoni.org